



**University of
Zurich** ^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2014

Aufklärung ohne Aufklärung

Jauch, Ursula Pia

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-99139>
Newspaper Article

Originally published at:

Jauch, Ursula Pia. Aufklärung ohne Aufklärung. In: Magazin. Zeitschrift der Universität Zürich, 3, September 2014, 48-49.



Universität
Zürich ^{UZH}

magazin

Die Zeitschrift der Universität Zürich
Nummer 3, 23. Jahrgang, September 2014

Spieglein an der Wand

Was schön ist ab Seite 24



Dada, Mama Wie Kinder ihre Muttersprache lernen Seite 19

Papa machts vor Unternehmergeist wird in der Familie weitergegeben Seite 22

Denkfaule Preussen Was Kant über seine Landsleute dachte Seite 48

Am
Zürich HB
bei der
Sihlpost.

flower power allee

*36 × einkaufen
und geniessen.*

europa
a | ee

Das Tor zur Welt im Herzen von Zürich.

IMPRESSUM

Herausgeberin

Universitätsleitung der Universität Zürich durch die Abteilung Kommunikation

Leiter Publishing

David Werner, david.werner@kommunikation.uzh.ch

Verantwortliche Redaktion

Thomas Gull, thomas.gull@kommunikation.uzh.ch

Roger Nickl, roger.nickl@kommunikation.uzh.ch

Autorinnen und Autoren

Theo von Däniken, theo.vondaeniken@kommunikation.uzh.ch

Marita Fuchs, marita.fuchs@kommunikation.uzh.ch

Michael T. Ganz, michael.t.ganz@gmx.net

Dr. Susanne Haller-Brehm, ds.haller-brehm@vtxmail.ch

Prof. Ursula Pia Jauch, upjauch@philos.uzh.ch

Sarah Kauer, sarah.kauer@gmx.ch

Prof. Georg Kohler, kohler@philos.uzh.ch

Paula Lanfranconi, lanfranconi@sunrise.ch

Sascha Renner, sascha.renner@kommunikation.uzh.ch

Simona Ryser, simona.ryser@bluewin.ch

Dr. Tanja Wirz, tanja.wirz@hispeed.ch

Dr. Felix Würsten, mail@felix-wuersten.ch

Claudio Zemp, claudio.zemp@gmx.ch

Fotografinnen und Fotografen

Robert Huber, rh@roberthuber.com

Marc Latzel, contact@marclatzel.com

Ursula Meisser, foto@umeisser.ch

Gerda Tobler (Illustration), gerda@gerdatobler.ch

Stefan Walther, mail@stefanwalther.ch

Gestaltung/DTP

HinderSchlatterFeuz, Zürich www.hinderschlatterfeuz.ch

Korrektur, Druck und Lithos

Bruhin AG, druck/media, Pfarrmatte 6, 8807 Freienbach

Adresse

Universität Zürich, Kommunikation, Redaktion magazin

Seilergraben 49, 8001 Zürich

Sekretariat: Steve Frei

Tel. 044 634 44 30 Fax 044 634 42 84

magazin@kommunikation.uzh.ch

Inserate

print-ad kretz gmbh, Tramstrasse 11, 8708 Männedorf

Telefon 044 924 20 70 Fax 044 924 20 79

info@kretzgmbh.ch

Auflage

21000 Exemplare. Erscheint viermal jährlich

Abonnenten

Das «magazin» kann kostenlos abonniert werden:

publishing@kommunikation.uzh.ch

ISSN 2235-2805

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit Genehmigung der Redaktion



Dieses Produkt wurde klimaneutral produziert.

EDITORIAL

Unstillbarer Hunger nach dem Schönen

Schönheit gilt als langweilig, oberflächlich, trivial, reaktionär. In der modernen Kunst ist sie oft verpönt. Sie scheint aus der Mode gekommen zu sein. Trotzdem ist unser Hunger nach dem Schönen ungestillt. Wir suchen das Schöne, und ohne Schönheit wäre unser Leben grau und trist. Doch was ist schön? In sieben Gesprächen mit sieben Experten des Schönen denken wir in diesem Heft darüber nach.

Das Schöne fällt nicht vom Himmel, sondern wird von Menschen gemacht. Was als schön gilt, ist das Ergebnis eines kulturellen Diskur-



Hat Sinn für das Schöne: Kunstexperten Fanni Fetzer.

ses, an dem sich viele Akteure beteiligen. Das gilt für Musik und Kunst genauso wie für den Wein. Was ein schöner und guter Wein ist, definiert etwa der Weinpapst Robert Parker mit einer beinahe wissenschaftlichen Punkteskala, die Objektivität suggeriert. Die Weingeniesser folgen ihm in Scharen, und die Winzer orientieren sich an seinen Geschmackskriterien.

Schönheit ist politisch: Das zeigt die amerikanische First Lady Michelle Obama, deren muskulöse Oberarme zunächst als Verstoss gegen gängige (weisse) Schönheitsideale wahrgenommen wurden. Mittlerweile haben sie ein neues Schönheitsideal etabliert, an dem sich viele Frauen orientieren. Das

Beispiel von Michelle Obamas Oberarmen illustriert, wie wandelbar unsere Vorstellungen des Schönen sind und wie Macht schön macht. Genauso gilt: Wer Macht hat, definiert, was schön ist.

Nicht nur Kultur- und Sozialwissenschaftler beschäftigen sich mit Schönheit, sondern auch Evolutionsbiologen. Sie haben herausgefunden, dass physische Attraktivität ein Zeichen für biologische Fitness ist. So können sich nur die gesündesten Tiere den Luxus eines besonders schönen Federkleids oder eines leuchtend roten Bauchs leisten. Dabei ist Attraktivität nicht nur optisch definiert. Ob sich ein Partner für die Fortpflanzung eignet, lässt sich auch am Geruch erkennen. Wen wir als wohlriechend empfinden, dessen Immunsystem ergänzt das unsrige. Das gilt für Mäuse genauso wie für Menschen.

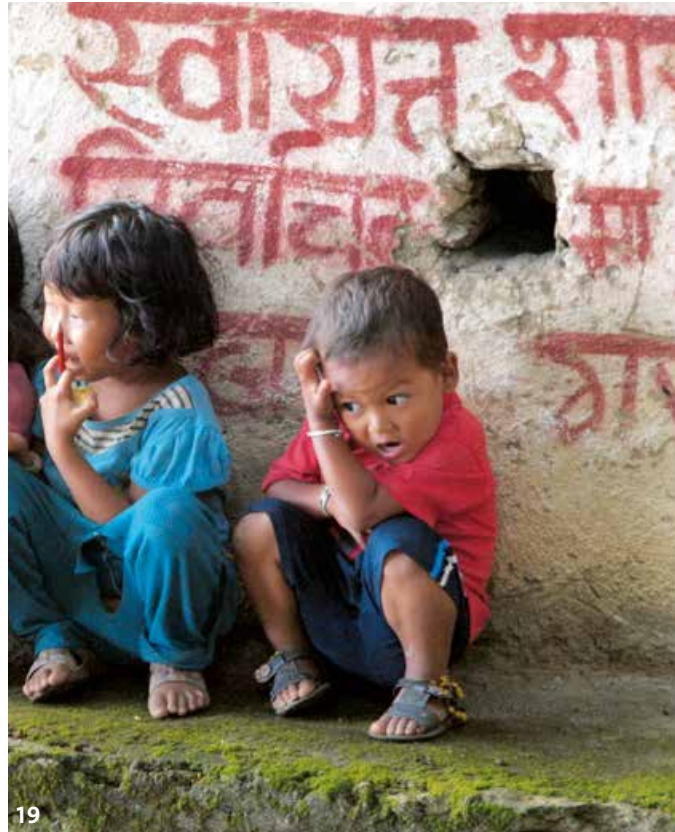
In der Plastischen Chirurgie wird der Schönheit nachgeholfen. Dabei geht es nicht nur um die Optimierung des Äusseren, sondern um die Balance zwischen Form und Funktion. So macht es Menschen mit einer Gesichtslähmung schöner, wenn sie wieder lächeln können. Und bestimmt sind sie auch glücklicher. Das geht uns allen so: Wenn wir den Sinn für das Schöne pflegen, macht uns das heiterer und zufriedener, wie die Positive Psychologie herausgefunden hat.

Sinn für das Schöne hat auch Fanni Fetzer. Die Direktorin des Kunstmuseums Luzern hat für uns Kunstwerke ausgewählt, die sie schön findet. Fündig geworden ist sie dabei vor allem in der zeitgenössischen Kunst und bei Schweizer Künstlerinnen und Künstlern. Fetzers Wahl drückt diesem Heft den optischen Stempel auf.

Wir wünschen Ihnen eine schöne Lektüre. Ihre «magazin»-Redaktion, Thomas Gull und Roger Nickl

Titelbild: Gitte Schäfer: Auriol, 2008; Courtesy Galerie Mehdi Chouakri;

Foto: Jan Windszus, Berlin **Bild oben:** Marc Latzel



HEUREKA

Moose im All Seite 6

PHILOSOPHIE DES ALLTAGS

Von letzten Dingen Seite 7

BUCH FÜRS LEBEN

Burgers «Schilten» Seite 8

KUNSTSTÜCK

Elektrisiertes Afrika Seite 9

RÜCKSPIEGEL

Meienbergs Wille Seite 9

FORSCHUNG

Höhe kann krank machen

Bergsteiger, die Alarmsignale ignorieren, leben gefährlich. Von Susanne Haller-Brem Seite 10

Subtile Subversion

Wie Künstler hinter dem Eisernen Vorhang den Staat vorführten. Von Simona Ryser Seite 14

Findige Krebszellen

Wuchernde Zellen schlagen Medikamenten ein Schnippchen. Von Felix Würsten Seite 17

Zur Sprache kommen

Wie Kinder auf der ganzen Welt ihre Muttersprache lernen. Von Roger Nickl Seite 19

Geduld macht Unternehmer

Was es braucht, um ein erfolgreicher Geschäftsmann zu werden. Von Thomas Gull Seite 22

DOSSIER

Spieglein an der Wand

Was schön ist

Luxus Schönheit

Schön sein muss man sich leisten können – auch in der Tierwelt. Von Roger Nickl Seite 26

Lob des Makels

Die Abweichungen vom Ideal machen die Schönheit aus. Von Thomas Müller Seite 28

Frauen mit Bizeps

Schönheitsideale verändern sich – in der Kunst und im Leben. Von Theo von Däniken Seite 32

Segelohren adieu

Die Plastische Chirurgie kann Menschen glücklicher machen. Von Thomas Gull Seite 35



Etikettenschwindel

Wein schmeckt gut, wenn das Richtige auf der Flasche steht. Von Thomas Gull *Seite 38*

Radikaler Bruch

In der modernen E-Musik ist das Musikalisch-Schöne verpönt. Von Roger Nickl *Seite 43*

Rosarote Brille

Der Sinn fürs Schöne macht uns glücklich und zufrieden. Von Claudio Zemp *Seite 45*

ESSAY

Kants Preussen

Der Philosoph machte sich wenig Illusionen über seine Landsleute. Von Ursula Pia Jauch *Seite 48*

PORTRÄT

Technophile Historikerin

Monika Dommann schreibt die Geschichte des Copyrights. Von Paula Lanfranconi *Seite 50*

INTERVIEW

Kampf der Angst

Wir können Ängste überwinden, sagt Psychiaterin Steffi Weidt. Von Michael T. Ganz *Seite 52*

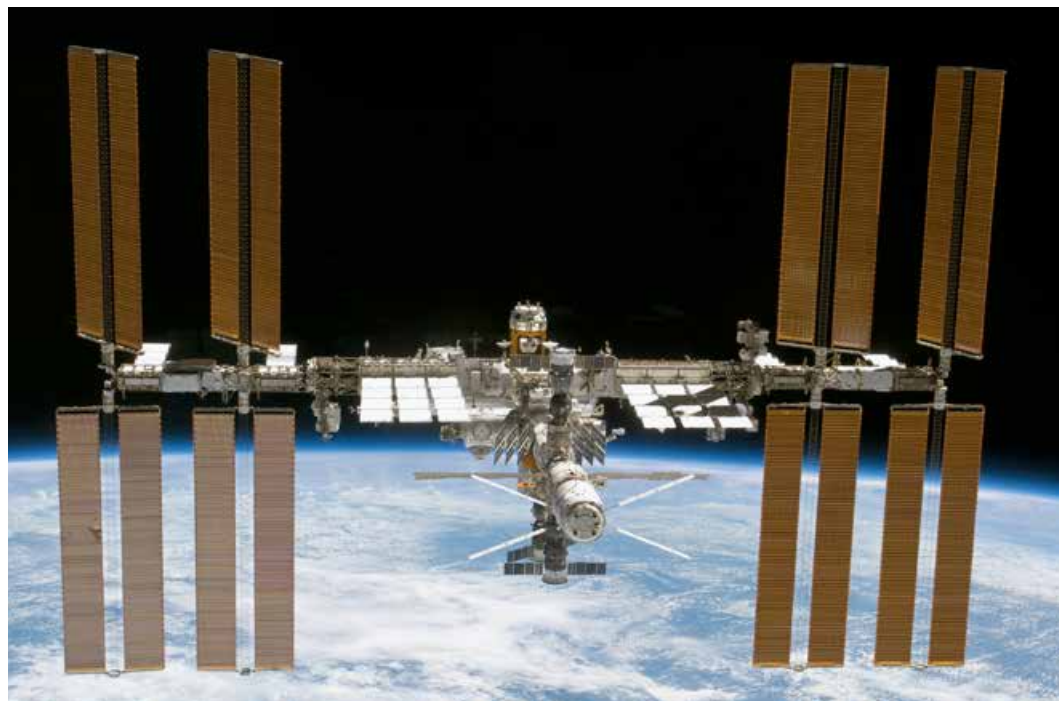
BÜCHER

Spurensuche

Was in der Schweiz vom Ersten Weltkrieg übrig geblieben ist. Von Tanja Wirz *Seite 56*

SCHLUSSPUNKT

Der blinde Spiegel *Seite 58*



Versuchslabor im Weltraum: Auf der Raumstation ISS wird untersucht, ob Moose im All überleben können.

Heureka – Neues aus der Forschung

Moose im All

Moose wachsen oft unter extremen Bedingungen. Ob die anpassungsfähigen Pflanzen auch im All oder auf dem Mars überleben könnten, erforschen Pflanzenbiologen der Universität Zürich gemeinsam mit Forschenden der Universität Potsdam. Die Wissenschaftler haben deshalb das weit verbreitete Brunnenlebermoos und das an hochalpine Standorte angepasste Flache Kissenmoos auf die Internationale Raumstation (ISS) bringen lassen. Den Transport besorgte eine Sojus-Rakete, die am 23. Juli am russischen Weltraumbahnhof Baikonur startete. Auf der ISS wird ein Teil der pflanzlichen Fracht Weltraumbedingungen – wie Weltraumstrahlung und Vakuum –, ein anderer Teil einer künstlich erzeugten Atmosphäre, wie sie auf dem Mars vorkommt, ausgesetzt. Experimente haben bereits gezeigt, dass Moose unter simulierten Weltraumbedingungen überleben können. Die Wissenschaftler wollen dies überprüfen und erforschen, ob die

Pflanzen fähig sind, die weltraumähnlichen Umweltbedingungen auf anderen Planeten, wie dem Mars, langfristig zu überleben. «Es geht darum, herauszufinden, wo die Grenze der Überlebensfähigkeit liegt», sagt Ueli Grossniklaus von der Universität Zürich.

Länger leben

Die Häufigkeit von Herz-Kreislauf-Krankheiten, Krebs, Diabetes und chronischen Atemwegserkrankungen nimmt in den industrialisierten Ländern immer stärker zu. Das Bundesamt für Gesundheit erarbeitet derzeit eine nationale Präventionsstrategie, um die Gesundheitskompetenz der Bevölkerung zu verbessern und ein gesünderes Verhalten zu fördern. Das Augenmerk gilt dabei den Hauptrisikofaktoren für diese Erkrankungen, die mit dem persönlichen Verhalten zu tun haben – nämlich Tabakkonsum, ungesunder Ernährung, mangelnder Bewegung und schädlichem Alkoholkonsum. Brian Martin und seine

Kolleginnen und Kollegen vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin (ISPM) der Universität Zürich haben nun die Auswirkungen dieser vier Faktoren – einzeln und kombiniert – auf die Lebenserwartung untersucht. Fazit: Wer raucht, viel trinkt, sich nicht bewegt und sich ungesund ernährt, weist epidemiologisch betrachtet ein 2,5-faches Sterblichkeitsrisiko auf gegenüber jemandem, der auf die Gesundheit achtet. Oder positiv formuliert: «Ein gesunder Lebensstil kann einen zehn Jahre jünger erhalten», so Erstautorin Eva Martin-Diener.

Preventive Medicine, Juni 2014, doi: 10.1016/j.ypmed.2014.05.023

Saurier auf zwei Beinen

Einen sensationellen Fund machte der Paläontologe Marcelo Sánchez in den venezolanischen Anden: Er hat Knochen eines der frühesten Dinosaurier entdeckt und kann eine bisher unbekannt Art beschreiben. Das Tier war ein Pflanzenfresser auf zwei Beinen, hatte die Grösse eines Huhns, lebte in Gruppen und ist mit 202 Millionen Jahren einer der ältesten bisher entdeckten Vogelbecken-Dinosaurier (Ornithischia). «Aus dieser Zeit vor rund 200 Millionen Jahren sind bislang nur einige wenige Dinosaurierarten bekannt. Der Fund in diesem frühen Zeitfenster ermöglicht, neue Erkenntnisse über die Evolution und Ausbreitung der ausgestorbenen Reptilien zu gewinnen», sagt Sánchez. Aussergewöhnlich ist nicht nur das Alter des ausgestorbenen Reptils, sondern auch sein Lebensraum: Die Paläontologen gingen bislang davon aus, dass die Tropen Südamerikas für die Dinosaurier zu unwirtlich waren und deshalb nicht von diesen bewohnt wurden; bisher fand man im nördlichen Teil des Kontinents keine Fossilien. «Nun offenbart sich gerade der tropische Gürtel als der Ort, an dem sich einer der ältesten bekannten Vogelbecken-Dinosaurier entwickelt hat», stellt der Zürcher Paläontologe fest.

Proceedings of the Royal Society B, August 2014, <http://dx.doi.org/10.1098/rspb.2014.1147>

Ungesunde Kopfbälle

Fussball ist oft auch Kopfball. 13 Prozent aller Verletzungen bei den Fifa-Weltmeisterschaften betreffen Kopf- und Halsverletzungen – wovon ungefähr jede siebte Verletzung eine Gehirnerschütterung ist. Akute Kopfverletzungen und die

Ultima latet



Zum Alltag eines älteren Mannes (was man als Emeritus ist) gehört die Konfrontation mit der Endlichkeit: durch abnehmende Leistung beim Joggen; die interesselose Freundlichkeit jüngerer Damen; das angenehme Gefühl, nicht mehr viel beweisen zu müssen. Und, natürlich, durch die Begegnung mit dem Sterben. Dem eigenen, nicht dem fremden.

Weil dies zur Normalität meiner Lebensphase gehört, wäre es nicht weiter der Rede wert, wenn

Man sieht sich in der Perspektive der dritten Person: «Aha, so ist es also, wenn einer einen Herzinfarkt hat.»

ich nicht eine bemerkenswerte Erfahrung gemacht und eine eigentümliche, mich selbst überraschende Gelassenheit erlebt hätte.

Es kam so: Bei Freunden in Österreich zu Besuch hatte ich am Abend zuvor glücklich in der gemeinsamen Erinnerungskiste gewählt, in der in unserer Generation natürlich auch bald fünfzigjährige Pop-Songs lagern (Leonard Cohens «Suzanne» zum Beispiel). Nach einer melodischen Nacht («Nights in White Satin») erwachte ich am Morgen mit dem Schmerz in der Brust, den wir schon kennen sollten, bevor wir ihn erlebt haben. Herzinfarkt!

Ich überlegte, dass es meinen Gastgebern gegenüber sehr unhöflich sei, ausgerechnet bei ihnen einen Herzinfarkt zu produzieren, dachte dann aber, es sei noch unhöflicher, im Bett zu warten, bis man tot ist. So wankte ich satinweissbleich in die Küche, wo die Herrin des Hauses augenblicklich kapierte, was nottat. Dann ging

alles rasch, technisch-kardiologisch betrachtet optimal. Ich sauste (genauer: wurde gesaust) in die nächste Herzklinik, und zwei Stunden später hatte man durch einen arteriengeführten Katheter die Rohrverstopfung entfernt und einen Stent gesetzt, der wieder für Blut in den Kapillaren meines sonst braven Pumpmuskels sorgte.

Alles sehr unaufregend normal. Die nette Ärztin, die mir mitten ins Herz gefahren war, meinte, ungefähr dreitausendmal habe sie das auch schon bei anderen getan. – Womit wir der Erfahrung näher kommen, über die ich berichten wollte.

Sie hat zwei Aspekte. Der eine, der äussere, besteht in der unerschütterlich-routinierten Gekonntheit, mit der schnell, doch ohne Hast ein Eingriff ins Zentrum (m)einer Lebendigkeit vollzogen wurde. Ich war ein Werkstück in einer hochmodernen Fertigungsstrasse. – Was den Übergang zum zweiten Aspekt, zur Innenschau, zur persönlichen Selbstwahrnehmung erlaubt. Man sieht sich in der Perspektive der dritten Person: «Aha, so ist es also, wenn einer einen Herzinfarkt hat.» Dabei war mir klar, irgendwo zwischen Tod und Leben zu hängen; was jedoch nicht sonderlich beunruhigte: «Werde ich jetzt bald ohnmächtig? Schade, dass ich kein ordentliches Testament geschrieben habe.»

An dieser Stelle ist es von der Alltags- zur universitären Philosophie nicht mehr weit: Denn die Aussenperspektive auf einen selbst bleibt ja an ein Ich-sagen-Können gebunden, das man Selbstbewusstsein nennt. Und nun: Was ist es? – Bloss ein Neuronenfluss im Hirn wie die Schmerzempfindungen beim Einführen des Katheterdrahtes? Oder doch etwas anderes? – Ich habe keine rechte Vorstellung von einer brauchbaren Erklärung. Esoterik liegt mir fern, der cartesianische Dualismus auch, aber die rein neuropsychologische Deutung befriedigt ebenso wenig. Fest steht einzig die Erinnerung an die merkwürdige Erfahrung, bei mir und ausser mir – wie ein guter Freund – gewesen zu sein.

Ich muss auf die Antwort wohl noch ein bisschen warten. «Ultima latet» (deutsch: Das Letzte ist noch verborgen); eine beliebte Inschrift neben Sonnenuhren.

Georg Kohler ist emeritierter Professor für Politische Philosophie an der Universität Zürich.

Auswirkungen des Kopfballspiels beschäftigen Fussballvereine und deren Mannschaftsärzte sowie den Weltfussballverband Fifa seit vielen Jahren. Kommt es zu einer solchen Verletzung, ist die optimale medizinische Betreuung der Fussballer zentral. Nach einer Gehirnerschütterung sollte sich ein Spieler zuerst ausruhen und das Training nach einem auf ihn zugeschnittenen Plan steigern. Dies empfehlen Forschende der Universität Zürich, des Universitätsspitals Zürich und der Schulthess Klinik im Rahmen einer Untersuchung mit Schweizer Profifussballern. In einem Kooperationsprojekt mit der Fifa untersuchen sie den idealen Zeitpunkt für die Rückkehr zum Spiel nach einem durch Fussball verursachten leichten Schädel-Hirn-Trauma.

Journal of Sports Science, Juli 2014, doi: 10.1080/02640414.2014.918273.

Fit nach Schlaganfall

Wenn Timing, Dosierung und Art der Rehabilitation stimmen, können sich motorische Funktionen nach einem Hirnschlag optimal erholen. Dies zeigt eine Studie unter Leitung von Martin Schwab vom Zentrum für Neurowissenschaften der UZH und der ETH Zürich. Ratten, die durch einen Schlaganfall einseitig gelähmt waren, konnten ihre motorischen Fähigkeiten beinahe vollständig wiedererlangen, wenn sie die ideale Kombination von rehabilitativem Training und Substanzen, die das Wachstum von Nervenfasern fördern, erhielten. Die Forschenden sehen den zeitlichen Verlauf als mitentscheidend für den Erfolg der Rehabilitation an: Eine frühe Applikation von Wachstumsstimulatoren – wie Antikörpern gegen das Einweiss Nogo-A – führt zu verstärktem Aussprossen der Nervenfasern. Das nachfolgende Training ist essenziell, um die für die Erholung der motorischen Funktionen wichtigen neuronalen Schaltkreise auszusortieren und zu stabilisieren.

Science, Juni 2014, doi:10.1126/science.1253050

Ausführliche Berichte zu den Themen unter: www.mediadesk.uzh.ch

Schilten

Die Literatur kann mit der Wirklichkeit machen, was sie will. Sie kann das Erfundene so detailbesessen beschreiben, dass man es für bare Münze nimmt, und sie kann das Tatsächliche mit solchem Aberwitz vorführen, dass man es für blanke Erfindung hält. Hermann Burger war ein Meister solcher «schleifender Schnitte» zwischen dem Realen, dem Irrealen, dem Surrealen und dem Hyperrealen. In seinem Roman «Schilten» von 1976 verschieben sich diese Ebenen ständig. Der Text ist ein Paradebeispiel für die Macht und die Möglichkeiten der Literatur.

Er ist konsequent aus seinem Schauplatz heraus konstruiert. Der Roman spielt im hintersten Winkel des gottverlassenen Schilttales, wo sich ein Schulhaus und ein Friedhof direkt gegenüberliegen. In dieser verheerenden Nachbarschaft von Leben und Tod versucht sich der vereinsamte Schulmeister Armin Schildknecht, der längst keine Schüler mehr hat, gegen die lebensfeindlichen Verhältnisse zur Wehr zu setzen. Er tut es, indem er mit einer Detailbesessenheit sonderglei-

chen registriert, was sich in seinem Gesichtsfeld abspielt, um daraus mit fanatischer Theoriebildungswut eine Hypothese nach der anderen, eine Klassifikation nach der anderen, eine Maxime nach der anderen zu bilden – mit einem Witz, der immer auch Wahn ist.

Der Roman sprüht nur so vor Einfällen: In Schilten werden Nebellektionen abgehalten und Scheintoten-Praktika durchgeführt, man lernt die Verschollenheitslehre und übt das Gräber-Schnellrezitieren: «G 4, E 7, und schon schnellst einer aus der Bank hoch und leiert herunter: Xaver Weber-Weber, 1887 bis 1971, zu früh für uns.» Armin Schildknecht erzählt, dass man glaubt, er sei «schon als Säugling mit einer Gram-mophon-nadel geimpft worden», doch ist seine realientollwütige Suada von solcher Skurrilität und Präzision zugleich, dass man sich ihr nicht entziehen kann und beim Lesen immer tiefer in schiltleske Verhältnisse hineingelockt wird.

Ein Buch fürs Leben: Eigentlich habe ich aus Begeisterung für «Schilten» überhaupt erst angefangen, Germanistik zu studieren, in der festen Absicht, darüber mal meine Abschlussarbeit zu

schreiben. Dazu ist es nie gekommen. Aber noch heute werde ich sofort erfasst von diesem Buch, kaum, dass ich es in die Hände nehme.

Hermann Burger: **Schilten**. Schulbericht zuhanden der Inspektorenkonferenz. Verlag Artemis, Zürich/München 1976

Thomas Strässle ist Privatdozent für Neuere deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Zürich, Präsident der Max Frisch-Stiftung an der ETH und Leiter des transdisziplinären Y Instituts an der Hochschule der Künste Bern.



NICHT LANGE STUDIEREN. FRISIEREN!



BON 10.-

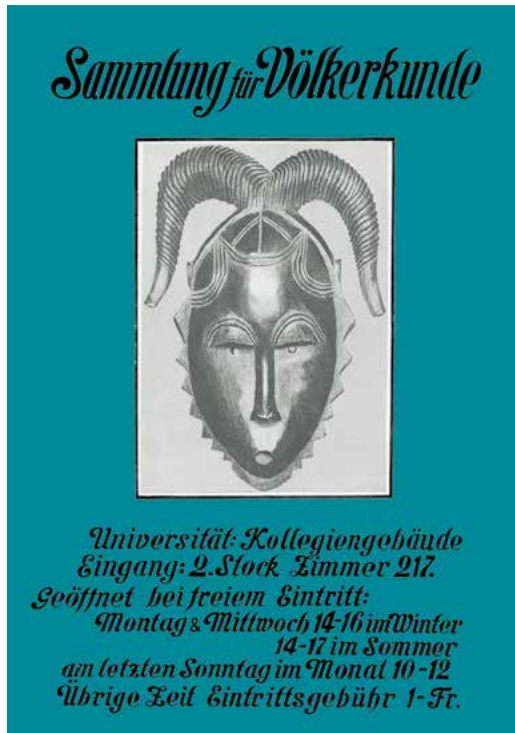
Für jeden Service ab 35 Franken.
Gültig bis 30.11.2014 bei Orinad Coiffure.
Ein Bon pro Service, nicht kumulierbar
mit anderen Aktionen. www.orinad.ch

COIFFURE
Orinad
DAMEN & HERREN

8 Mal in Zürich, in Thalwil und in Winterthur

Damen
Cut & Go
(Schnitt ohne Trocknen)
42.-

Herren
Waschen, Schnitt,
Trocknen
42.-



Plakat der Sammlung für Völkerkunde, 1936.

«Tieferstehende Kulturvölker»

Museen haben einen geistig bildenden Wert, doch die universitären Museen haben darüber hinaus eine klare Zweckbestimmung: Forschung, Vermittlung, Dienstleistung. Die ethnografische Sammlung des Völkerkundemuseums etwa, 1913 zur Universität Zürich gestossen, sollte der «Jugend, insbesondere den jungen Kaufleuten» dienen. Ökonomische Interessen waren wegleitend: «Da hochentwickelte Kulturnationen auf zahlreichen Handelswegen Fühlung mit tieferstehenden Kulturvölkern suchen, um diese wirtschaftlich dienstbar zu machen, so hat die Pflege der Ethnologie auch eine eminent praktische Bedeutung gewonnen», hiess es unzweideutig im Gründungszirkular der Ethnographischen Gesellschaft von 1887.

85 Jahre später, 1972, hatte sich diese kolonialistisch geprägte Zweckbestimmung fundamental gewandelt. Der Bekämpfung ethnozentrischer

Einstellungen galt nun das Augenmerk der Museumsethnologen: «Jeder Feldforscher, jeder Museumsmann steht in seiner eigenen Welt. Immer ist ihm seine Kultur in gewissem Sinne die Norm. Erst dann verliert diese Basis ihre Bedeutung, wenn wir zutiefst davon überzeugt sind, dass jede Kultur imstande ist, ihren Angehörigen auf alle Fragen des Daseins eine Antwort zu geben, und dass wir nicht das Recht haben, die Gültigkeit dieser Antworten anzuzweifeln.»

Mit der Arbeitsethik der Ethnologen hat sich auch der Umgang mit den Sammlungen verändert. Die «Entdeckung» afrikanischer Kunst vor hundert Jahren elektrisierte die europäische Kunstwelt, nachdem dieselben Artefakte zuvor als Zeugnisse der Halbkultur niederer Völker galten. Die abendländische Vorstellung von Kunst scheint bis heute das geeignete Rezept, um die durch evolutionäre Stufenmodelle entzweite Menschheit zu einen. Wenn wie derzeit im Museum Rietberg in der Ausstellung «Gastspiel» ein Dialog zwischen der Gegenwartskunst und dem Fremden angestossen wird, so zeugt dies auch vom ungewissen Status dieses Fremden noch Jahrzehnte später.

125 Jahre sind seit der Gründung der Zürcher ethnografischen Sammlung vergangen. Die damaligen Initianten warben mit der «wirtschaftlichen Dienstbarmachung tieferstehender Kulturvölker» für ihre Sache. Wie lautete heute das Argumentarium für eine solche Sammlung? An Begründungen fehlen würde es nicht. Diskussionen über Masseneinwanderung, Personenfreizügigkeit und Ausschaffung prägen die aktuellen Debatten. Das Ungewohnte verunsichert. Hingegen sind uns Buddhas als exotisches Dekor und ferne Reiseziele bestens vertraut. Niemals sind wir mehr in der Welt herumgekommen. Niemals sind uns andere Lebensweisen durch Migration und Medien näher gerückt.

Doch das Verhältnis zum Fremden bleibt gleichwohl ambivalent, ein «Work in Progress», wie die Direktorin Mareile Flitsch das im Juni nach umfassender Renovation wiedereröffnete Völkerkundemuseum in ihrem Vorwort zur Jubiläumsschrift bezeichnet. Die Reise geht weiter, überlebt hat sich das Museum allem Anschein nach nicht.

Sascha Renner ist freier Kunstjournalist.

Vergiftete Quellen

Niklaus Meienbergs Buch über General Wille und dessen weiteren Familienkreis sorgte in den späten Achtzigern für Zündstoff. Die rund 200-seitige Abhandlung «Die Welt als Wille & Wahn» überhitzte die Gemüter und lieferte den Medien Stoff und heisse Debatten. Der «Blick» titelte auf der Frontseite «General Wille: War er senil?». Der stellvertretende Chefredaktor der «NZZ», Alfred Cattani, nannte das Werk «ein Pamphlet voller Hohn und Sarkasmus». Meienberg stützte sich vornehmlich auf die Briefe des Generals an seine Gattin, um Willes Deuschtümelei, dessen antidemokratische Haltung und anbahnende Senilität aufzuzeigen. Auf die Briefe wurde Meienberg anlässlich eines Besuchs im Ortsmuseum Meilen aufmerksam, genauer auf ein in grünes Leder gebundenes Buch, das die Abschriften der Generalsbriefe enthielt. Er liess dieses quasi in einer Nacht-und-Nebelaktion abfotografieren. Sein Riecher zahlte sich aus: Das Buch schaffte es auf den zweiten Platz der Bestsellerliste.

Der Wille-Showdown fand jedoch am 18. Februar 1988 an der Universität Zürich statt in Form einer kontroversen Podiumsdiskussion mit dem Militärhistoriker Walter Schaufelberger, Meienberg, Cattani und Nationalrätin Anita Fetz. Das Interesse war riesig. Die Diskussion wurde von der Aula in zwei weitere Hörsäle übertragen. «An den Wänden, in den Gängen zwischen den Stuhlreihen stauten sich die Massen, und die Podiumsteilnehmer konnten sich kaum einen Weg durch die belagerten Türen freikämpfen», schrieb der «Tages-Anzeiger» im Anschluss an die Monsterdebatte. Schaufelberger und Meienberg lieferten sich das erhoffte Duell. Wobei Schaufelberger Meienberg vorwarf, sich unrechtmässig an Privatquellen bedient zu haben und «Quellenvergiftung» zu betreiben, da Privatbriefe nicht als historische Quellen ausreichen würden. Meienberg seinerseits bezichtigte die Familie Wille der «Quellenverstopfung», weil sie die Briefe nicht für die historische Aufarbeitung freigebe. Für Meienberg war es beinahe ein Heimspiel, bis auf einen älteren Zuhörer, der bei jedem Votum von Schaufelberger lautstark Beifall klatschte. Maurus Immoos



Forschen über den Gipfeln: In der Capanna Regina Margherita machen Physiologen der Universität Zürich höhenmedizinische Studien.

Appetitlos in den Alpen

Wenn Menschen zu schnell in zu grosse Höhen gelangen, werden sie krank. Veterinärphysiologen untersuchen, was die Höhe mit unserem Körper anstellt. Dazu steigen sie auf 4559 Meter über Meer. Von Susanne Haller-Brem

Kopfschmerzen, Fieber und Atemnot: Die ersten Berichte über höhenkranke chinesische Bergsteiger sind mehr als 2000 Jahre alt. Doch der Weg von der blossen Beobachtung zur detaillierten

Erforschung der Krankheit und zur Entwicklung von Vorbeuge- und Therapiemöglichkeiten war lang. Erst der Boom der Bergsportarten in den letzten fünfzig Jahren förderte das Interesse an

der höhenmedizinischen Forschung. Denn wenn sich nicht mehr nur einzelne Alpinisten ins Hochgebirge wagen, sondern ganze Heerscharen von Trekking-Touristen und Bergsportlern, betrifft die Höhenkrankheit plötzlich viele. Verursacht wird die Krankheit durch den verminderten Luftdruck in grosser Höhe und nicht etwa, wie häufig falsch angenommen, durch einen verminderten Sauerstoffgehalt der Höhenluft.

«Höhenkrank kann man schon ab einer Höhe von etwa 2500 Metern über Meer werden, insbesondere bei einem schnellen Aufstieg», sagt Max



Gassmanns Arbeitsgruppe erforscht, wie Moleküle, Zellen, Gewebe und der Gesamtorganismus auf Sauerstoffmangel reagieren. «Sauerstoffmangel ist nicht nur in grosser Höhe ein Problem, sondern beispielsweise auch bei Blutverlust nach einem Unfall oder bei einer schweren Geburt», erklärt Max Gassmann. Sein Kollege Thomas Lutz, ebenfalls Professor für Veterinärphysiologie an der Universität Zürich, beschäftigt sich dagegen mit Fragen des Appetitverlusts in grosser Höhe. «Das Phänomen kennt man seit längerem, die Ursachen sind aber bisher weitgehend

*Erschöpfung und Appetitverlust:
Ignorieren Bergsportler
solche Warnzeichen, kann es
lebensbedrohlich werden.*

unbekannt», sagt Lutz, der wie Gassmann eine Affinität zu den Bergen hat. Mangelnder Appetit lässt sich aber nicht nur auf Berggipfeln, sondern auch bei bestimmten Atemwegserkrankungen im Flachland beobachten. Da der Körper meist mit den gleichen Mechanismen versucht, das physiologische Gleichgewicht wiederherzustellen, erwarten die Wissenschaftler, dass die höhenmedizinischen Erkenntnisse auch helfen, kranke Patienten im Flachland besser behandeln zu können.

Akuter Sauerstoffmangel

Die beiden Zürcher Veterinärmediziner haben deshalb zusammen mit Spezialärzten des Universitätsspitals Zürich aus den Bereichen Intensivmedizin, Pneumologie und Gastroenterologie sowie Ernährungswissenschaftlern ein ungewöhnliches Forschungsprojekt im Flachland und in der Capanna Regina Margherita auf 4559 Metern über Meer realisiert. Die Wissenschaftler untersuchen zum Beispiel das Essverhalten der Bergsteiger nach einem raschen Aufstieg oder wie sich die Aufnahme und der Stoffwechsel von Eisen verändern. Dieses Spurenelement spielt eine zentrale Rolle für die Bindung von Sauerstoff.

Möglich wurde das aufwendige Forschungsvorhaben vor allem durch das ZIHP, sagen die beiden Veterinärmediziner. Dieses hat sich zum Ziel gesetzt, die Zusammenarbeit zwischen Grundlagenforschern und Ärzten zu fördern und

die verschiedenen Disziplinen zu vernetzen. Eine Voraussetzung, die das Projekt bestens erfüllt. Die Forschung in luftiger Höhe ist allerdings nur während weniger Wochen im Sommer möglich. Zudem muss das ganze Equipment mit dem Helikopter zur Forschungsstation gebracht werden. Logistisch keine einfache Aufgabe.

Normalerweise wird Bergsportlern geraten, langsam aufzusteigen – oberhalb von 2500 Metern Höhe nicht mehr als 300 bis 500 Meter pro Tag. Doch bei diesem Projekt war es anders. Für die Studie wurden freiwillige, gesunde Bergsteigerinnen und Bergsteiger rekrutiert. Sie wurden nach einem raschen Aufstieg, der einen akuten Sauerstoffmangel zur Folge hat, untersucht. Die Teilnehmer nahmen dabei in Kauf, sich eine Höhenkrankheit einzuhandeln, allerdings unter ärztlicher Aufsicht.

Die Bergsteigerinnen und Bergsteiger wurden zuerst am Universitätsspital in Zürich auf 446 Metern über Meer untersucht. Nach den Tests in Zürich reisten sie ins italienische Bergdorf Alagna Valsesia und gelangten noch gleichentags erst mit einer Seilbahn, dann zu Fuss auf die Gnifetti-Hütte auf 3650 Metern Höhe. Am nächsten Morgen stiegen die Versuchsteilnehmer auf die Capanna Regina Margherita auf 4559 Metern über Meer. In dieser Höhe nimmt der Luftdruck sehr stark ab, der Sauerstoff wird nur noch mit halbem Druck in die Lungenbläschen überführt. Das Risiko einer akuten Bergkrankheit beträgt in dieser Höhe etwa 50 Prozent, jeder zweite Alpinist leidet also daran.

In der Hütte der Königin

Die Capanna Regina Margherita steht auf der Signalkuppe des Monte Rosa und ist geschichtsträchtig: 1893 wurde die nach der italienischen Königin Margherita benannte Hütte errichtet. Ihr war es zu verdanken, dass dort das erste und höchstgelegene Laboratorium für höhenphysiologische Forschung in Europa eingerichtet wurde. Nach anfänglicher Blütezeit verfiel die Station allmählich, wurde aber 1983 als solides, dreistöckiges Gebäude neu aufgebaut.

Durch die Pionierarbeit des Zürcher Mediziners und Alpinisten Oswald Oelz entwickelte sich die Hütte zu einem führenden Zentrum der höhenmedizinischen Forschung. Unterstützt wurde Oelz von Marco Maggiorini, heute Titu-

Gassmann, Professor und Direktor des Instituts für Veterinärphysiologie der Universität Zürich und Leiter des Zürcher Zentrums für Integrative Humanphysiologie (ZIHP). Die Betroffenen leiden neben Kopfschmerzen an Symptomen wie Erschöpfung, Appetitverlust, Schlaflosigkeit und geschwollenen Händen und Füßen. Ignorieren die Bergsportler diese Warnzeichen und steigen weiter auf, kann es auch zu Wassereinlagerungen in der Lunge oder im Gehirn kommen. Unbehandelt können solche Ödeme schnell lebensbedrohend werden.

Seit über 20 Jahren im Dienste der Hochschulen,
Fachverbänden und Firmen im Grossraum Zürich

Mehr Argumente denn je

Als ausgewiesene Veranstaltungsagentur übernehmen wir engagiertes und massgeschneidertes Planen & Durchführen von Kongressen, Symposien, Fachausstellungen und Weiterbildungsseminaren.

Unsere breite Angebotspalette umfasst beispielsweise den Bereich Budgetierung & Sponsoring; inklusive Kongressbuchhaltung, Zahlungsverkehr und Cash-Flow Management.

Wir arbeiten sowohl auf Pauschalmandat, wie auch im Einzelauftrag für ausgewählte Dienstleistungen; wie beispielsweise Unterkunft, Drucksachen oder Referentenbetreuung.



Für ein unverbindliches Gespräch stehen wir gerne zur Verfügung.
Tel.(d) 044 809 42 20, Dominic Short, Geschäftsführer MCI Schweiz AG

MCI Zürich

Kongressagentur & Verbandsmanagement, Flughofstrasse 54, 8152 Glattbrugg
Telefon 044 809 42 00, dominic-short@mci-group.com, www.mci-group.com



Universität
Zürich^{UZH}

talk im turm

Spieglein an der Wand Was schön ist

Antike Skulpturen zeigen makellose Körper; in der Renaissance schuf der Maler Sandro Botticelli mit seiner Venus eine Ikone der Schönheit. Heute gelten Models wie Kate Moss und Schauspieler wie George Clooney als Inbegriff des Attraktiven. Im Talk im Turm diskutieren die Kunsthistorikerin Bettina Gockel und der Plastische Chirurg Pietro Giovanoli mit den «magazin»-Redaktoren Thomas Gull und Roger Nickl darüber, was Schönheit ausmacht und wie sie inszeniert wird.

Montag, 20. Oktober 2014
18.15–19.30 Uhr
Türöffnung um 17.45 Uhr

Restaurant uniTurm
Rämistrasse 71
8006 Zürich

Es diskutieren:

Die Kunsthistorikerin Bettina Gockel
und der
Plastische Chirurg Pietro Giovanoli

Anmeldung unter
www.talkimturm.uzh.ch
Eintritt frei . Anmeldung erforderlich
Platzzahl beschränkt





Testen und Messen: In der Capanna Regina Margherita wird auf engstem Raum geforscht.

larprofessor und Leiter der Intensivstation des Universitätsspitals Zürich. Auch Gassmann und Lutz konnten bei ihrem Forschungsprojekt auf Maggiorinis höhenmedizinisches Know-how und seine langjährige Erfahrung zählen.

Auf der Capanna Regina Margherita mussten die Versuchsteilnehmer die genau gleichen Untersuchungen und Versuchsanordnungen wie in Zürich über sich ergehen lassen. Sie erhielten zum Beispiel definierte Mahlzeiten, das Essverhalten wurde akribisch erfasst, die Sauerstoffversorgung gemessen, und es wurden Blutproben

und Magen-Darm-Biopsien entnommen. «Unsere ursprüngliche Hypothese war, dass Menschen in der Höhe weniger essen, weil dort vermehrt Sättigungshormone ausgeschieden werden», sagt Thomas Lutz. Diese Annahme hat sich allerdings als falsch erwiesen.

Zwar haben die Bergsteiger nach dem raschen Aufstieg auf 4559 Meter Höhe weniger gegessen, aber es lag nicht am veränderten Spiegel dieser Hormone. Die Biopsien aus Magen und Zwölffingerdarm zeigten, dass die Magenschleimhaut in der Höhe vermehrt Verletzungen aufweist, ähn-

lich wie man sie von Geschwüren her kennt. «Aus Versuchen mit Ratten in Höhenkammern, die in Zürich im Labor durchgeführt wurden, hat man zudem Hinweise, dass die Magenentleerung in der Höhe verlangsamt ist», meint Thomas Lutz. Dieser Mechanismus ist ebenfalls Teil der Appetitregulierung. Die Untersuchungen, die in der Capanna Margherita am Menschen durchgeführt wurden, gaben jedoch noch keine schlüssigen Antworten.

Natürliches Labor

Um den Körper in der Höhe mit dem notwendigen Sauerstoff zu versorgen, atmen wir rascher. Eine weitere Anpassung, die sich aber erst nach Tagen bemerkbar macht, ist die vermehrte Bildung von roten Blutkörperchen. Die Produktion dieser so genannten Erythrozyten wird über das Hormon Erythropoietin, besser bekannt unter der Abkürzung Epo, reguliert. Erythrozyten binden mit Hilfe von Eisen Sauerstoff.

Wenn im Hochgebirge mehr Erythrozyten gebildet werden als im Flachland, müsste in der Höhe eigentlich auch der Eisenstoffwechsel angepasst werden – dies war eine weitere Arbeitshypothese der Zürcher Forscher. In diesem Fall hat sich die Hypothese als richtig erwiesen. Die Ergebnisse zeigen, dass auf 4559 Metern die Eisenaufnahme im Darm und der Transport des Spurenelements schon nach kurzer Aufenthaltsdauer deutlich erhöht sind. Das ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass vermehrt Erythrozyten gebildet werden, die anschliessend den Sauerstoffmangel kompensieren können.

Die Capanna Regina Margherita ist für Gassmann und Lutz eine Art natürliches Labor. Sie können dort über Sauerstoffarmut forschen, bevor die Leute allenfalls höhenkrank werden. Die Einsichten, die sie so gewinnen, erlauben wiederum Rückschlüsse beispielsweise auf chronische Erkrankungen der Lunge. Denn am Ende mancher lebensbedrohlichen Krankheit spielt die mangelnde Sauerstoffversorgung der Organ- und Zellsysteme eine zentrale Rolle. Deshalb erhoffen sich die Höhenforscher auch neue Erkenntnisse, wie man diese Schwerstkranken im Spitalalltag besser behandeln kann.

Kontakt: Prof. Max Gassmann, maxg@access.uzh.ch, Prof. Thomas Lutz, tomlutz@vetphys.uzh.ch



Künstlerische Happenings als Widerstand gegen die Staatsgewalt: die Performance «Erscheinung» an einem Waldrand bei Moskau (1976).

Den Staat überlisten

Sitzbänke anstreichen, den Geheimdienst an der Nase herumführen: Zur Zeit des Eisernen Vorhangs entwickelten Performance-Künstler im osteuropäischen Untergrund ganz eigene Methoden, um Kritik zu üben. Von Simona Ryser

Als die Mitglieder der Frauenband Pussy Riot 2012 mit Sturmhaube in der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale ein Punk-Gebet gegen das Putin-Regime performten und danach in einem zweifelhaften Prozess vor der Öffentlichkeit dafür angeklagt wurden, schaute die Welt gebannt nach Russland. Die Fragwürdigkeit, mit der die Justiz die Anklage führte, gemahnte an die Willkür der totalitären Staaten vergangener Zeiten. Pussy Riot allerdings wären vor 1990 in Russland nicht möglich gewesen, sagt die Slavistin Sylvia Sasse.

Denn Künstler hinter dem Eisernen Vorhang entwickelten ihre eigenen, spezifischen Ausdrucksformen. «Die starken Restriktionen im Kulturbetrieb in den sozialistischen Staaten brachten

eine Kunst hervor, die sich im Verborgenen abspielte», weiss Sylvia Sasse, die die Performance-Kunst in Osteuropa zwischen 1950 und 1990 untersucht. Für ihr gross angelegtes Forschungsprojekt hat die Professorin für Slavische Literaturwissenschaft im letzten Jahr einen mit rund 2,5 Millionen Franken dotierten ERC Consolidator Grant der Europäischen Union erhalten.

Die Performance-Kunst entwickelte sich sowohl im Westen als auch in Osteuropa in den 1960er- und 1970er-Jahren. Im Westen sollten die Aktionen und Happenings von Yves Klein, Nam June Paik, Carolee Schneemann und anderen schockieren und von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Sie waren auf Protest angelegt –

genau wie das Punk-Gebet von Pussy Riot. Die osteuropäische Performance Art fand dagegen in der Zeit zwischen dem Zweiten Weltkrieg und dem Fall des Eisernen Vorhangs vornehmlich im Untergrund statt. Die von den diktatorischen Regimes offiziell anerkannte Kunstform war der «sozialistische Realismus», der in gegenständlichem Stil Themen aus dem Arbeiterleben oder der Kolchose «wirklichkeitsnah» abzubilden hatte.

«Die Performance Art aber war eine Kunstform, die den Politikern Angst machte», sagt Sasse. Aktionen und Happenings sind unkontrollierbar, sie geschehen im Moment. Vom Staat wurden sie nicht geduldet. Mitte der 1960er-Jahre wurde in der Sowjetunion und in weiteren sozialistischen Staaten das Recht auf Versammlungsfreiheit eingeschränkt. Die schwierigen Umstände in den totalitären Staaten führten dazu, dass die Künstler ihre Aktionen und Happenings verstecken mussten. «Handlungsweisen und Taktiken zu finden, die im Untergrund realisierbar waren, ist ein spezifisch osteuropäisches Merkmal von Performance-Kunst», sagt Sasse und nennt das Beispiel



Subversive Fronarbeit: Anatolij Žigalov, «Hausmeisteraktionen» (1982–1985).

der russischen Künstlergruppe «Kollektive Aktionen» aus Moskau, die ihre minimalistischen Aktionen beispielsweise im Wald ausführten.

Mit Erwartungen experimentieren

Für ihre erste Aktion «Erscheinung», die im Winter 1976 stattfand, verabredete sich die Gruppe mit dem geladenen Publikum an einer Metrosta-

«Die Künstler erfanden eine Art Mimikry-Kunst. Sie wiederholten sozialistische Rituale und änderten diese leicht ab.» Sylvia Sasse, Slavistin

tion und ging gemeinsam in einen Wald am Stadtrand von Moskau. Dort stellte sich das Publikum um ein leeres weisses Schneefeld auf und wartete auf das Ereignis. Nach einer längeren Weile löste sich ein Mann aus der Gruppe und ging diagonal über das Schneefeld. Danach wurde ein Zettel verteilt, auf dem zu lesen war:

«Sie haben gerade an der Aktion Erscheinung teilgenommen.» Während die Zuschauer darauf warteten, dass etwas passiert, war die Aktion schon vorüber. So experimentierten die Künstler mit der Erwartung der Zuschauer an die Performance Art. Zuweilen stand unweit des Geschehens in Beobachtungsposition eine schwarze Limousine des Geheimdiensts, der so unfreiwillig Teil der Performance wurde.

Künstler bedienten sich verschiedener Methoden, um ihre Aktionen vor dem Regime zu verstecken. Eine war, diese möglichst unauffällig zu gestalten. «Die Künstler erfanden eine Art Mimikry-Kunst», erklärt Sasse, «sie machten sich unsichtbar, indem sie vorhandene sozialistische Rituale wiederholten und dabei leicht abänderten.» Dazu besonders geeignet waren die in den sozialistischen Staaten verbreiteten Subbotniks – freiwillige Arbeitseinsätze an Samstagen. Der russische Künstler Anatolij Žigalov, der als Hausmeister einer Blocksiedlung leichten Zugang zu Materialien hatte, die ihm auch als Künstler dienten, lud beispielsweise zu einem Subbotnik. Der Siedlungs-

hof sollte verschönert und die Bänke und Zäune angestrichen werden. Allerdings händigte er dazu nicht, wie es in der UdSSR üblich gewesen wäre, grüne Farbe aus. Vielmehr verteilte er Goldfarbe – für einen sozialistischen Staat die Unfarbe per se. Stand doch Gold für Geld, für die Ikonen der Kirche und für das zaristische Zepter. Wegen dieser Aktion wurde Žigalov später verhaftet und in eine psychiatrische Klinik eingewiesen.

Subversive Affirmation

Sasse nennt dieses Kunstverfahren «subversive Affirmation». «Solche Kunst verbirgt sich geradezu in der Sichtbarkeit», sagt sie, «indem sie die Rituale und Gesten des sozialistischen Staates wiederholt und nachahmt, entlarvt sie dessen Funktionsweise.» Ein weiteres Beispiel dafür, ist eine Aktion des Künstlerkollektivs «Neue Slowenische Kunst». Mit Anspielungen auf nationalsozialistische und kommunistische Symbole demaskierten die Künstler die faschistischen Züge des slowenischen Staates und sorgten damit auch im Westen für Aufsehen. Die Gruppe nahm 1986

an einem staatlich ausgeschriebenen Plakatwettbewerb für einen Jugendsportanlass teil. Für ihre Eingabe wählten die Künstler ein Plakat aus den 1930er-Jahren als Vorlage und tauschten dessen nationalsozialistische durch jugoslawische Symbole aus. Tatsächlich gewannen sie den ersten Preis und offenbarten damit den ästhetischen Geschmack des Staates. Das Kollektiv wurde daraufhin vom Staat wegen Verleumdung verklagt.

Das Regime schlägt zurück

Nicht immer aber reagierte das Regime mit juristischen Mitteln. Zuweilen holte es auch zum Gegenschlag aus und startete eigene Aktionen: 1974 sollten in einer bewilligten Aktion auf einem Feld am Stadtrand von Moskau Kunstwerke ausgestellt werden. Als die Künstler eintrafen, um die Ausstellung aufzubauen, waren dort bereits Bulldozer aufgefahren. Arbeiter waren vom Staat für einen Subbotnik herbestellt worden. Just zum gleichen Zeitpunkt wie die Ausstellung sollten sie Bäume für einen Park pflanzen, der dem Wohl des Volkes diene. Somit hatte nicht der Staat, sondern

gewissermassen der Volkswille selbst beschlossen, was an diesem Ort geschehen sollte.

Inwieweit solche Strategien bewusst geplant waren, ist unklar. Durch den Einblick in Geheimdienstakten hofft Sylvia Sasse, zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. «Interessant wäre, zu erfahren, ob tatsächlich Kreativabteilungen existierten,

Als die Künstler eintrafen, um die Ausstellung aufzubauen, waren bereits die Bulldozer aufgefahren.

die sich mit strategisch motivierten Gegenaktionen zu Performances beschäftigten», sagt die Slavistin. Unterdessen sind die Geheimdienstakten in den meisten osteuropäischen Ländern öffentlich zugänglich. In Ungarn hat der Performance-Künstler György Galántai Anfang 2000 sogar Unterlagen im Internet veröffentlicht, aus denen zu erfahren ist, wie er vom Geheimdienst beobachtet wurde. Schwer zugänglich bleiben Geheim-

dienstakten in Russland. Noch ist offen, inwieweit die Einsicht in die Archive möglich sein wird.

Überhaupt ist die osteuropäische Performance Art noch wenig aufgearbeitet und dokumentiert. Material zu den Kunstaktionen wurde, wenn überhaupt, von den Künstlern selber gesammelt und archiviert. All diese Schränke, Kisten und Kartons voll mit Tonbändern, Papieren und anderem gilt es nun für Sylvia Sasse und ihr Team zu durchleuchten. Neben der umfangreichen Dokumentation der vergangenen künstlerischen Happenings plant die Wissenschaftlerin auch eine Sammlung von Kunstereignissen, die nicht stattgefunden haben. Unter dem Titel «Fiktive Aktionen» sollen osteuropäischen Performance-Künstler von Aktionen erzählen, die sie in der Zeit zwischen 1950 und 1990 nicht durchführen konnten oder wollten.

In fünf Jahren sollen die Ergebnisse dieses aufwendigen Forschungsprojekts in mehreren Büchern und in einer umfangreichen Ausstellung präsentiert werden.

Kontakt: Prof. Sylvia Sasse, sylvia.sasse@uzh.ch

Masterstudium in Luzern

Attraktive Studiengänge, persönliche Atmosphäre

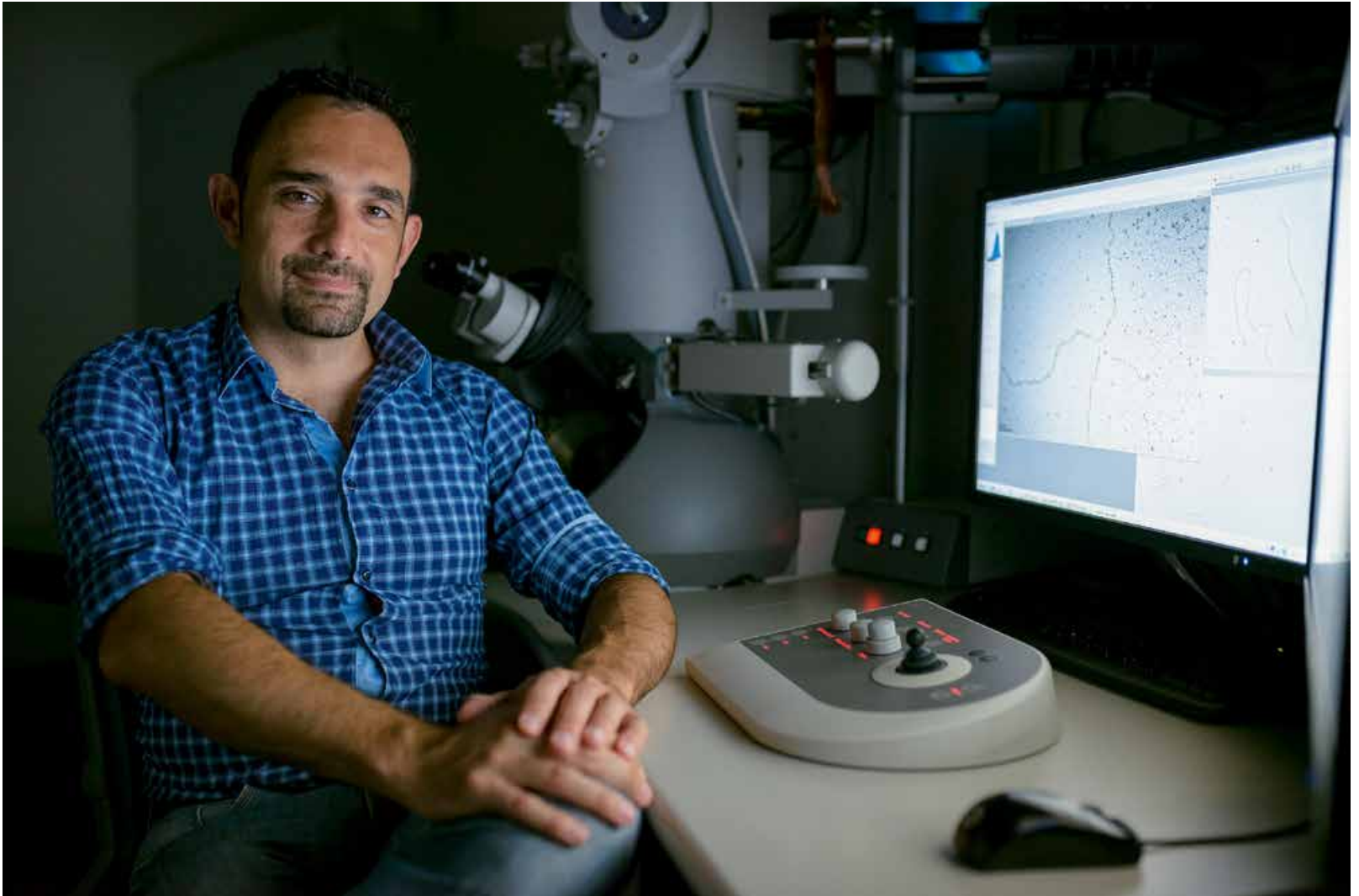
Infoabend: Mittwoch, 29. Oktober 2014

Theologie, Kultur- und Sozialwissenschaften, Rechtswissenschaft

Masterwoche: 27. – 31. Oktober 2014

Kultur- und Sozialwissenschaften: Vorlesungen, Informationen und Beratung





Hat herausgefunden, weshalb viele Krebsmedikamente kaum wirken: der Biologe Massimo Lopes.

Genetische Schnappschüsse

Viele Medikamente versuchen zu verhindern, dass sich Krebszellen weiter teilen. Doch die angegriffenen Zellen wehren sich mit einem raffinierten Mechanismus und lassen die Medizin ins Leere laufen. Von Felix Würsten

Es ist eine Arbeit, die viel Geduld erfordert: Stundenlang sitzen die Mitarbeitenden von Massimo Lopes in einem dunklen Raum und betrachten am Elektronenmikroskop kleine DNA-Fragmente, die sie vorher aus Krebszellen herausgelöst haben. Was die jungen Forscherinnen und Forscher suchen, sind eigentliche Schnappschüsse der Genetik: Es sind Stellen in der Erbsubstanz, wo sich der

Doppelstrang der DNA gerade dupliziert und sich so auf die bevorstehende Zellteilung vorbereitet. Genau dort, so ist ihr Chef überzeugt, befindet sich ein Schlüssel, der die Krebstherapie massgeblich verbessern könnte.

Das Aufteilen und anschliessende Kopieren der DNA-Doppelstränge ist ein zentrales Element der Zellteilung, sagt Massimo Lopes, Assistenz-

professor am Institut für molekulare Krebsforschung. Denn erst wenn sich die Chromosomen im Zellkern verdoppelt haben, kann sich eine Zelle teilen. Und da sich Krebszellen häufig teilen, spielt dieser Mechanismus bei ihnen eine besonders wichtige Rolle. «Ein wesentliches Merkmal von Krebszellen ist ja gerade, dass sie sich ungebremst vermehren», erläutert Lopes. «Deshalb setzen viele Krebsmedikamente genau hier den Hebel an: Sie zielen darauf ab, das Kopieren der DNA zu unterbinden und so das weitere Wachstum des Tumors zu verhindern.»

Den molekularen Zug stoppen

Wie genau die Krebsmedikamente in den Kopiervorgang eingreifen und damit die ausgeklügelte

Mechanik im Zellkern stören, versteht man erst ansatzweise. Deshalb kann man nicht genau sagen, warum die einen Medikamente bei einer Krebsart besser wirken als die anderen. «Die Chemotherapie basiert nach wie vor zu einem grossen Teil auf empirischen Erkenntnissen», stellt der Wissenschaftler fest. «Das hat mich schon während meines Studiums erstaunt.» Genau dies will Lopes nun ändern, indem er Schritt für Schritt aufzeigt, wie die DNA kopiert wird. Dabei kann er einen ersten wichtigen Erfolg vorweisen: Mit seiner Gruppe hat er einen Mechanismus entdeckt, der erklären könnte, warum Krebsmedikamente teilweise nicht so wirken wie erhofft.

Um das zu verstehen, muss man sich etwas in die Abläufe vertiefen, die sich unmittelbar vor der eigentlichen Zellteilung abspielen. In dieser Phase wird die DNA in den Zellen nach einem pfiffigen Verfahren kopiert: Der Doppelstrang wird vom einen Ende her wie ein Reissverschluss geöffnet. Gleich hinter dieser Öffnung werden die beiden Einzelstränge kopiert, so dass am Ende zwei vollständige DNA-Doppelstränge vorliegen. Stellen im Erbgut, die sich gerade kopieren, erkennt man dementsprechend an einer typischen Gabelung: Auf der einen Seite der Verzweigung befindet sich derjenige Teil des DNA-Strangs, der noch aufgeteilt werden muss; auf der anderen Seite der Gabelung befinden sich die beiden neuen Kopien. Genau diese dreiarmligen Gebilde sind es, die Lopes' Mitarbeiter unter dem Mikroskop suchen.

«Dieser Kopiermechanismus ist wie ein Zug, der einem Gleis nachfährt», vergleicht Lopes diesen Vorgang mit einem Bild aus dem Alltag. «Die Grundidee bei der Chemotherapie ist nun, dass wir Hindernisse auf die Gleise legen, sodass der Zug nicht mehr weiterfahren kann.» Übersetzt in die Welt der DNA heisst das: Die Moleküle der Krebsmedikamente verändern den bestehenden DNA-Doppelstrang so stark, dass der Kopiervorgang blockiert wird.

Die molekularen «Züge» in den Krebszellen sind von diesen Hindernissen natürlich besonders stark betroffen, da sich diese Zellen häufig teilen. Doch es werden auch bei gesunden Zellen «Gleise» blockiert. Dies ist besonders fatal bei jenen Zellen, die sich regelmässig erneuern, etwa die Zellen in den Schleimhäuten oder die Haarzellen. Dort behindern die Krebsmedikamente

die Zellteilung ebenfalls. Deshalb fallen bei einer Chemotherapie den Patientinnen und Patienten die Haare aus.

Wehrhafte Krebszellen

Lopes hat nun herausgefunden, dass die Krebszellen über einen raffinierten Abwehrmechanismus verfügen, der die Wirkung der Krebsmedikamente reduziert. Dieser Abwehrmechanismus sorgt nicht nur dafür, dass die molekularen Züge stoppen, wenn sich ein Hindernis auf dem Gleis befindet, sondern er befähigt die Zellen auch, die

*Krebszellen können durch
Medikamente verursachte Defekte in
der DNA wieder reparieren.*

Gleise wieder in Ordnung zu bringen. Oder anders gesagt: Der DNA-Strang wird vom Reparaturmechanismus neu arrangiert, sodass der Kopiervorgang fortgesetzt werden kann.

Dabei geschieht etwas Erstaunliches: Wenn der Reparaturmechanismus merkt, dass sich irgendwo im DNA-Strang eine Fehlstelle befindet, wird der Kopiervorgang unterbrochen und in der Gegenrichtung fortgesetzt. Dabei wird, anstelle des Teilstrangs mit Fehlstelle, der neue Doppelstrang, der keine Fehlstelle enthält, als Vorlage benutzt. Unter dem Mikroskop erkennt man dies an einer doppelten Gabelung. Anstelle eines dreiarmligen Gebildes hat man also plötzlich ein vierarmiges Gebilde vor sich.

Auf der einen Seite der Gabelung befindet sich derjenige Teil der DNA, der noch nicht aufgeteilt wurde; auf der anderen finden sich die anderen drei Arme: Zwei davon sind die neuen Kopien und der dritte besteht nur aus neuen Teilsträngen. Die Fehlstelle wird umgangen, indem anstelle des alten Doppelstrangs der fehlerlose neue Strang als Vorlage benutzt wird. Diese Korrektur ermöglicht es den Zellen, den ursprünglichen Kopiervorgang wieder aufzunehmen. Oder wie es Lopes ausdrückt: Der Zug kann die Strecke wieder befahren, weil um das Hindernis herum neue Gleise verlegt wurden.

Bei diesem Vorgang handelt es sich offenbar um einen fundamentalen Reparaturmechanismus: «Wenn wir Krebszellen untersuchen, die

mit Krebsmedikamenten behandelt wurden, finden wir bei einem Viertel bis einem Drittel der gegabelten DNA-Fragmente vier Arme», berichtet Lopes. Bemerkenswert ist, dass bereits Mitte der 1970er-Jahre vorgeschlagen wurde, Zellen könnten auf diese Weise Defekte in der DNA korrigieren. Doch die Idee wurde nicht weiterverfolgt; sie schien zwar einleuchtend, aber letztlich doch zu kompliziert. Und man konnte sie damals auch nicht experimentell überprüfen. Erst jetzt, fast vierzig Jahre später, kann Lopes zeigen, dass die Korrektur in den Zellen tatsächlich so abläuft.

Abwehrmechanismus überlisten

Möglich wurde dieser Nachweis mit einer Methode, die der Forscher entwickelt hat: Mit dem Elektronenmikroskop kann er einzelne DNA-Fragmente untersuchen und erhält so detaillierte Einblicke in die Abläufe. Die im Labor gezüchteten Knochenkrebszellen, die den Forschenden als Ausgangsmaterial dienen, werden zunächst mit einer speziellen Substanz behandelt. Diese stabilisiert die DNA, sodass diese sich nicht mehr verändern kann. Die so gefestigte Erbsubstanz wird anschliessend aus den Zellen herauspräpariert, gereinigt und für die Untersuchung vorbereitet. Wenn man die Krebszellen vor dieser Prozedur noch mit Krebsmedikamenten behandelt, kann man untersuchen, wie sich diese Substanzen auf die Zellteilung auswirken.

Mit den neuen Erkenntnissen hat der Wissenschaftler einen guten Ausgangspunkt für die weitere Forschung. Für diese erhielt er Anfang Jahr von der EU im Rahmen eines ERC Consolidator Grant 2,3 Millionen Franken zugesprochen – gerade noch rechtzeitig vor der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative, wie er schmunzelnd erklärt. Zusammen mit Partnern aus anderen europäischen Ländern will er nun herausfinden, wie man den Korrekturmechanismus in den Zellen gezielt stören könnte. «Wenn es uns gelingt, das Abwehrsystem in den Krebszellen zu überlisten, müssen wir möglicherweise weniger Hindernisse auf die Gleise legen, um die Züge an der Weiterfahrt zu hindern. Oder anders gesagt: Wir könnten die Dosierung bei der Chemotherapie verringern und so auch die Nebenwirkungen reduzieren.»

Kontakt: Prof. Massimo Lopes, lopes@imcr.uzh.ch



Mama machts vor: Im kommunikativen Austausch mit den Eltern eignen sich Kinder allmählich ihre Muttersprache an (Mutter und Kind in Chintang, Ostnepal).

Nakhutticaihattibiri

Die Psycholinguistin Sabine Stoll erforscht mit einem internationalen Grossprojekt, auf welchen Wegen Kinder zu ihrer Muttersprache kommen – etwa das nepalesische Chintang mit seinen 1800 Verbformen. Von Roger Nickl

In einem einfachen, mit Stroh bedeckten Lehmhaus spielt ein Kind auf dem Boden. Dezent im Hintergrund hat eine Videokamera mit Fischauglinse den ganzen Raum im Blick und hält jede Äusserung und jede Regung des Kindes fest. Hier

in Chintang, im Osten Nepals, hat das Forschungsteam der Psycholinguistin Sabine Stoll über mehrere Jahre hinweg erforscht, wie Kinder sprechen lernen. Die Sprachwissenschaftlerinnen haben deshalb sechs Jungen und Mädchen im

Alter von sechs Monaten und zwei beziehungsweise drei Jahren immer wieder besucht und beobachtet, wie sie sich im kommunikativen Austausch mit den Eltern und anderen Menschen allmählich ihre Muttersprache aneignen. Ein ähnliches Forschungsprojekt hat Sabine Stoll zuvor bereits in Russland durchgeführt.

Chintang gehört zur sino-tibetischen Sprachfamilie und wird heute noch von rund 6000 Menschen gesprochen. Im Vergleich zum Deutschen ist die Sprache grammatisch unglaublich komplex. «Jedes Verb kann in Hunderten grammatischen Varianten auftreten, wir haben über 1800



Bedrohte Sprache: Chintang wird noch von 6000 Menschen im Osten Nepals gesprochen. Im Vergleich zum Deutschen ist die Sprache grammatisch unglaublich komplex.

verschiedene Kombinationen von Formen gezählt, die jeweils durch ein Wort ausgedrückt werden», sagt Sabine Stoll, «im Vergleich: Im Deutschen sind es weniger als zwanzig Formen, im Englischen gerade einmal drei.»

Und im Gegensatz zum Deutschen kann im polysynthetischen Chintang ein einziges Verb einen ganzen Satz beinhalten. So heisst der deutsche Satz «Sie könnten dir alles wegstehlen und es aufessen» auf Chintang schlicht, aber nicht ganz einfach «nakhutticaihattibiri». Die aussergewöhnliche Komplexität dieser Sprache dürfte kleine Kinder, die sie lernen, vor besonders grosse Herausforderungen stellen. In welchen Schritten und mit welchen Strategien die Kleinen diese Herausforderungen bewältigen, hat Sabine Stoll erforscht.

Die Sprachwissenschaftlerinnen haben Hunderte Stunden Videomaterial, das sie in den Stuben Chintangs aufgenommen haben, zuerst systematisch verschriftlicht und dann analysiert. «Es hat sich beispielsweise gezeigt, dass sich Kinder beim Lernen von Verben zunächst auf wenige

Formen in festen Mustern beschränken und diese imitieren», sagt Sabine Stoll, «im Verlauf des dritten Lebensjahres werden diese Muster langsam aufgebrochen, und die Formen werden allmählich kreativ eingesetzt.»

Inuktitut, Sesotho, Cree

Die Erforschung des Spracherwerbs in Chintang ist Teil eines gross angelegten Forschungsprojekts, das Sabine Stoll leitet. Im letzten Jahr wurde ihr dafür ein mit 2,5 Millionen Franken dotierter ERC Consolidator Grant der EU zugesprochen. Die Linguistin untersucht in diesem Forschungsvorhaben, wie Kinder in möglichst unterschiedlichen Sprach- und Kulturräumen zu ihrer Muttersprache kommen. Sie hat deshalb mit einem eigens entwickelten statistischen Verfahren aus den 7000 Sprachen, die heute noch weltweit gesprochen werden, zehn identifiziert, die punkto Grammatik und Struktur unterschiedlicher nicht sein könnten.

Neben dem Chintang sind dies unter anderem die Inuit-Sprache Inuktitut, Sesotho, das im

Süden Afrikas gesprochen wird, und Cree, eine Sprache der kanadischen Ureinwohner. Dazu gehören aber auch Japanisch, Türkisch und Yukatekisch. In all diesen Sprachen wurden von Forscherinnen und Forschern in der ganzen Welt

«Wir möchten wissen, ob es universelle Mechanismen im Spracherwerb gibt.» Sabine Stoll, Psycholinguistin

ähnliche Studien zum Spracherwerb durchgeführt, wie sie Sabine Stoll für Chintang und Russisch gemacht hat. Sie hat mit Spracherwerbspezialisten dieser Sprachen ein internationales Netzwerk aufgebaut.

Das Ziel der Psycholinguistin ist es nun, den Spracherwerb von Kindern in den ausgewählten Sprachen zu vergleichen. Weil sie so verschieden sind, so der Gedanke, der dahinter steht, sollten sich durch den Vergleich allgemeine kognitive



Prinzipien und Lernstrategien für den Spracherwerb ableiten lassen. «Wir möchten wissen, ob es universale Mechanismen im Spracherwerb gibt», sagt Sabine Stoll, «und wenn ja, möchten wir diese identifizieren.» Genauso interessiert die Forscherin aber auch die Frage, wie stark Struktur und Grammatik Kinder beim Erlernen der Muttersprache beeinflussen. «Um das festzustellen, müssen wir uns mit maximal verschiedenen Sprachen auseinandersetzen», sagt sie.

Mama, hallo, da

Diverse Studien haben deutlich gemacht, dass Kinder auf der Welt zunächst ganz ähnlich mit dem Sprechen beginnen. Für ein Neugeborenes machen die Wörter und Sätze, die Menschen in seinem Umfeld unablässig produzieren, zunächst noch wenig Sinn. Zwar kann es, wie die Forschung gezeigt hat, bereits zwischen der Muttersprache und anderen Sprachen unterscheiden, und es beginnt, erste sprachliche Muster zu erkennen, mehr aber nicht.

«Mit neun bis zwölf Monaten kommt es dann zu einer eigentlichen Revolution», sagt Psycholinguistin Stoll. Das Kind beginnt zu merken, dass Wörter eine Bedeutung haben und dass Menschen mit diesen Wörtern Absichten ausdrücken. Und es fängt an, die Eltern und andere Bezugspersonen sprachlich nachzuahmen. Die ersten Wörter sind meist Personenbezeichnungen («Mama») Aufmerksamkeitsfloskeln («da») oder Begrüßungen («hallo») häufig in Kombination mit Zeigegesten. Danach beginnen sich die Wege der Sprachentwicklung allmählich zu trennen. Denn gegen Ende des ersten Lebensjahrs, wenn Kinder bewusst anfangen, Wörter mit Bedeutungen zu verknüpfen, tauchen sie ein in die je ganz eigene Welt ihrer Muttersprache mit ihren Regeln und Gesetzen. Und damit beginnen die Differenzen.

Dass die grammatischen Strukturen einer Sprache durchaus einen Einfluss auf den Spracherwerb haben, konnte Sabine Stoll bereits bei ihren Studien des Chintang feststellen. Eigentlich würde man erwarten, dass Kinder dort zuerst

Verben lernen, weil diese im Alltag viel häufiger vorkommen als Substantive. Allein, es verhält sich nicht so. Die Kinder eignen sich zuerst Substantive an, und erst danach Verben. Grund dafür sind die im Vergleich zu den Substantiven unglaublich komplizierten Verformen im Chintang. «Die Kinder fokussieren zuerst auf einfachere Formen», sagt Sabine Stoll. Im benachbarten Mandarin, der Hochsprache Chinas, in der auch Verben häufiger sind, ist die Situation übrigens genau umgekehrt. Dort beginnen die Kleinen mit den Verben und lernen erst danach die Substantive, denn in dieser Sprache sind Verben nicht komplexer als Substantive.

Das Verneinen lernen

Mittlerweile ist die Datensammlung zum Spracherwerb, die von internationalen Teams durchgeführt wurde, in neun der zehn ausgewählten Sprachen abgeschlossen. Die riesige Menge an Daten will Sabine Stoll nun mit statistischen Mitteln vergleichen. «Momentan sind wir daran, passende quantitative Methoden zu entwickeln, um Spracherwerbsprozesse überhaupt zu charakterisieren und vergleichbar zu machen», sagt die Forscherin. Danach sollen einzelne Themen des Spracherwerbs in den zehn ausgewählten Sprachen systematisch untersucht werden. In einem ersten Schritt wollen die Linguisten analysieren, wie sich Kinder die Verneinung und den «Aspekt» in den zehn Sprachen aneignen.

Der Aspekt ist eine grammatische Kategorie, die anzeigt, ob eine Handlung im Gang oder abgeschlossen ist. Oder ob es sich um ein einmaliges Ereignis beziehungsweise einen dauerhaften Zustand handelt – ein Beispiel dafür ist die Unterscheidung von «I smoke» und «I'm smoking» im Englischen. «Wenn wir ähnliche Lernstrategien finden, wie sich Kinder in extrem unterschiedlichen Sprachen solche grammatischen Kategorien aneignen, ist das ein erster Schritt in Richtung universelle Mechanismen», sagt Sabine Stoll. Und damit ein Hinweis darauf, welche grundsätzlichen mentalen Fähigkeiten ein Kind braucht, um eine Sprache zu lernen – sei es Chintang, Inuktitut, Japanisch oder Deutsch.

Kontakt: Dr. Sabine Stoll, sabine.stoll@uzh.ch

Unternehmer mit Biss

Unternehmer braucht das Land, sagt der Ökonom Fabrizio Zilibotti: Sie sorgen für Innovationen und wirtschaftliche Entwicklung. Zilibotti erforscht den Esprit des Unternehmertums und wie dieser weitergegeben wird. Von Thomas Gull

Soll ich, oder soll ich nicht? Diese Frage stellten sich die Kinder im «Stanford Marshmallow Experiment», das der amerikanische Psychologe Walter Mischel Ende der 1960er-Jahre durchführte. Die Kinder wurden mit einem Marshmallow allein gelassen und konnten entscheiden, ob sie diesen essen oder nicht. Wenn sie warteten, bis der Tester zurückkam, erhielten sie eine Belohnung in Form einer weiteren Süsseigkeit. Wie Nachfolgestudien zeigten, waren jene Kinder, die die Geduld aufbrachten zu warten, in ihrem späteren Leben gesünder, glücklicher und erfolgreicher.

An die Zukunft glauben

Geduld zu haben, zahlt sich also aus. Und Geduld ist ein kultureller Wert, der den Kindern von den Eltern vermittelt wird. Davon geht Volkswirtschaftsprofessor Fabrizio Zilibotti aus, der sich wissenschaftlich mit dem Thema beschäftigt. Was hat Ökonomie mit Geduld zu tun? «Für uns ist sie eine zentrale Eigenschaft, die ein Unternehmer braucht», erklärt Zilibotti. «Geduld setzt den Glauben voraus, dass in der Zukunft etwas Gutes passiert und wir dies beeinflussen können.» Genau diese Überzeugung brauche ein Unternehmer, der bereit ist, heute grosse persönliche und finanzielle Investitionen zu tätigen und Risiken auf sich zu nehmen, die sich vielleicht irgendwann in der Zukunft auszahlen könnten.

Dieser Unternehmergeist ist ganz entscheidend für das Florieren der Wirtschaft: «Unternehmer bringen die Wirtschaft voran, weil sie innovativ sind», sagt Zilibotti und stellt die Gleichung auf: Je mehr Unternehmer es gibt, desto erfolgreicher ist eine Volkswirtschaft.

Zu verstehen, wie Unternehmergeist entsteht und wie er weitergegeben wird, ist ein Schlüssel zum Verständnis der wirtschaftlichen Entwicklung. Das Gleiche gilt für das gesellschaftliche Umfeld, das unternehmerisches Handeln positiv oder negativ beeinflusst. Zilibotti hat deshalb zusammen mit seinem Kollegen Matthias Doep-

ke von der Northwestern University (USA) die Zusammenhänge von Kultur, Unternehmertum und Wirtschaftswachstum untersucht.

Zilibotti und Doepke stehen mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit in einer Traditionslinie mit Max Weber und seinem «Geist des Kapitalismus», aber auch mit Adam Smith und Karl Marx. Und sie widersprechen der heute vorherrschenden neoklassischen Theorie, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde. Diese postuliert, die Wirtschaftswissenschaft sollte vor allem erforschen, wie individuelle Entscheidungen gefällt und Ressourcen effizient zugeteilt werden. Die neoklassische Theorie betrachtet persönliche und gesellschaftliche Präferenzen als gegeben und ökonomisch nicht relevant. «Deshalb beschäftigten sich die Ökonomen bis vor kurzem auch nicht mit der Entstehung von Präferenzen oder kulturellen Einflüssen», sagt Fabrizio Zilibotti.

Lesen mit Luther

Das ändert sich jetzt. Zilibotti und Doepke brechen mit ihrem Aufsatz «Culture, Entrepreneurship and Growth» eine Lanze für eine kulturelle Interpretation wirtschaftlicher Entwicklungen. Sie greifen dabei auf historische Beispiele zurück und schlagen die Brücke zur Gegenwart. Der Protestantismus spielt dabei (wie bei Max Weber) eine wichtige Rolle. Einerseits wegen der calvinistischen Prädestination, der Annahme, Gott habe einen Teil der Menschen auserwählt und die anderen verdammt. Den Auserwählten zeigt sich die Gunst Gottes bereits im Diesseits, indem sie erfolgreich durchs Leben gehen.

Der andere Aspekt ist Martin Luthers «sola scriptura» – seine Überzeugung, dass die Bibel Gottes Heilsbotschaft verkündet und es keiner Vermittlung durch die Kirche bedarf. Den Gläubigen selbst erschliesst sich durch die Lektüre der Heiligen Schrift das Wort Gottes. Doch dazu muss man lesen können. Deshalb war die Alpha-



Papa wusste, wie es geht: der verstorbene Swatch-Chef Nicolas G.

betisierung in den protestantischen Ländern höher als in den katholischen. «Das war ein wirtschaftlicher Vorteil», sagt Zilibotti. Eine vergleichbare theologische Reform hatte bereits im zweiten Jahrhundert vor Christus jüdische Bauern veranlasst, lesen zu lernen, was ihnen den Weg in andere, lukrativere Berufe öffnete.

Wer hat die industrielle Revolution vorange- trieben? Bürger, die es gewohnt waren, hart zu arbeiten und geduldig zu sein. Eine Kultur, die in der vorindustriellen Zeit etwa den Handwerkern vermittelt wurde, die zuerst als Lehrlinge und dann auf Wanderschaft hartes Brot assen



Hayek (rechts) mit Sohn Nick im Jahr 2000.

und vieles entbehren mussten, bevor sie als Meister mit eigener Werkstatt die Früchte ihrer Anstrengungen ernten konnten. Die Adligen hingegen lebten als Rentiers von ererbtem Vermögen und verachteten die Arbeit. Sie mussten nie lernen, geduldig zu sein und Opfer zu bringen. Deshalb verpassten sie die industrielle Revolution. «Dabei hätten die Adligen das Geld gehabt, um Fabriken zu bauen», sagt Zilibotti und fügt hinzu: «Jene, die finanziell ruiniert waren, versuchten sich dann doch als Unternehmer.»

Heute sei es für die Eltern schwieriger als vor zweihundert Jahren, die Werte und Fähigkeiten,

die es für ein erfolgreiches (Geschäfts-)Leben braucht, direkt an ihre Kinder weiterzugeben, betont Zilibotti, «Schule und Ausbildung spielen eine viel grössere Rolle.» Trotzdem sind kulturelle Präferenzen immer noch entscheidend für das Fortkommen des Einzelnen wie der Volkswirtschaft. Zilibotti erklärt beispielsweise den zu Beginn harzigen ökonomischen Wandel in Osteuropa nach dem Kollaps des Kommunismus damit, dass die kommunistischen Regime das private Unternehmertum unterdrückt hatten und sich die Einstellung der Menschen nicht so rasch änderte. Viele verpassten damit die wohl einmalige Gelegenheit, selbst Unternehmer zu werden.

Chinesischer Traum

Die Chinesen hingegen sind trotz kommunistischer Hirnwäsche heute enthusiastische Entrepreneure. Zilibotti schliesst daraus: «Offenbar gibt es in China gesellschaftliche Werte, die den

*Je mehr Unternehmer es gibt,
desto erfolgreicher ist eine
Volkswirtschaft.*

Kommunismus überlebt haben.» Wie der World Value Survey (weltweite Werteumfrage) belegt, glauben die Chinesen mehr als alle anderen daran, dass Erfolg in erster Linie vom eigenen Einsatz abhängt und nicht vom Schicksal oder Glück. Deshalb haben sie auch als Unternehmer mehr Biss als Menschen in anderen Kulturen, die weniger überzeugt sind, ihres Glückes eigener Schmied zu sein. «In China gibt es viele Geschichten von Menschen, die den Aufstieg von ganz unten schafften», sagt Zilibotti.

Seit längerem verfolgt der Ökonom die Karriere von Robin Li, dem Gründer von Baidu, einer der wichtigsten Suchmaschinen weltweit. «Li kommt aus einer einfachen Familie und verdankt seinen Erfolg seinen persönlichen Fähigkeiten und dem meritokratischen Selektionssystem Chinas», erklärt Zilibotti. Dank seiner ausgezeichneten schulischen Leistungen konnte Li zuerst an der Peking University Informationsmanagement studieren und dann in den USA Computerwissenschaften. Dort sammelte er auch praktische Erfahrungen, bevor er nach China zurückkehrte

und ein erfolgreicher Unternehmer wurde. Heute ist Robin Li der reichste Mann Chinas und verkörpert den «chinesischen Traum».

Italien am Abgrund

Robin Li und das chinesische Wirtschaftswunder sind ein positives Beispiel dafür, wie Unternehmertum eine Gesellschaft voranbringen kann. Doch es kann auch in die andere Richtung gehen, wie Spanien und Italien zeigen. «Die Wirtschaftskrise hat die Art und Weise verändert, wie junge Menschen die Welt und ihre Zukunft sehen», sagt Zilibotti. Während jene Generation Italiener, die vor und während des Zweiten Weltkriegs geboren wurde, nach dem Krieg voller Optimismus und Tatendrang etwas Neues aufbauen wollte und bereit war, dafür hart zu arbeiten, haben heute in Italien viele junge Menschen kaum Zukunftsperspektiven und sind abhängig von ihren Eltern. «Da hilft nicht einmal Geduld», bedauert Zilibotti, der selbst aus Italien stammt. Selbst ein erfolgreiches Studium ist kein Garant für eine gute Stelle. Viel wichtiger ist, die richtigen Beziehungen zu haben. Das zerstört die Motivation. Das Beispiel Italien zeige, dass Präferenzen nicht einfach da seien, sagt Zilibotti: «Sie werden geformt und sind veränderbar. Das Problem in Italien ist, dass jetzt eine neue Generation mit diesen negativen Werten heranwächst. Wenn sie diese an ihre Kinder weitergibt, ist das Land in einem Teufelskreis gefangen.»

Und die Schweiz? Zilibotti attestiert ihr eine dynamische Gesellschaft mit einer hohen Akzeptanz des Unternehmertums. Diese könnte allerdings durch die wachsende Ungleichheit in Frage gestellt werden. Zudem sollte hierzulande mehr getan werden, um junge Unternehmen zu fördern, etwa indem bürokratische Hindernisse abgebaut werden und die finanzielle Unterstützung für Jungunternehmer verbessert wird. Doch Unternehmer zu werden, könne man nach wie vor nicht lernen, ist Zilibotti überzeugt. «Selbst wenn man Ökonomie studiert, wird einem zu wenig vermittelt, wie man das anpacken muss.» Deshalb spielt die Familie nach wie vor eine wichtige Rolle, wenn es darum geht, unternehmerisches Wissen und Werte an die nächste Generation weiterzugeben.

Kontakt: Prof. Fabrizio Zilibotti, fabrizio.zilibotti@econ.uzh.ch

DOSSIER

Spieglein an der Wand

Was schön ist

Auf den folgenden Seiten halten wir der Schönheit den Spiegel vor. Was sehen wir da? Prächtige Weinetiketten, rote Bäuche, Mahlers sehnsüchtige Klänge, Michelle Obamas Oberarme, erotische Schönheitsflecken, Katzenaugen und ein wiedergefundenes Lächeln. In sieben Gesprächen geben sieben Expertinnen und Experten Auskunft darüber, was schön ist und wie Schönheit gemacht wird.

Was schön ist, hat sich auch Fanni Fetzer gefragt. Die Direktorin des Kunstmuseums Luzern hat für dieses Heft ihre Favoriten unter den Bildern erkoren. Ihre kommentierte Auswahl begleitet dieses Dossier.

«Pfauenfedern und rote Bäuche»

Schönheit ist bei Tieren ein Luxus, den sich nur die Fittesten leisten können, sagt die Evolutionsbiologin Barbara Tschirren. *Seite 26*

«Für das Falsche geliebt»

Die Abweichung vom Ideal macht Schönheit aus, sagt der Kulturwissenschaftler Johannes Binotto. *Seite 28*

«Künstler sind mächtig»

Künstler arbeiten bei der Definition des Schönen kräftig mit, sagt die Kunsthistorikerin Bettina Gockel. *Seite 32*

«Flügelohren und Katzenaugen»

Schönheitsoperationen können Menschen glücklicher machen, sagt der Plastische Chirurg Pietro Giovanoli. *Seite 35*

«Parker weiss, was schmeckt»

Ob wir einen Wein gut finden, hängt nicht von unserem Geschmack ab, sondern vom Urteil der Experten, sagt der Soziologe Jörg Rössel. *Seite 38*

«Mahlers Sehnsucht»

Das Schöne in der Musik hat seine Unschuld verloren. Das wusste bereits Gustav Mahler, sagt Musikwissenschaftler Hans-Joachim Hinrichsen. *Seite 43*

«Das Schöne macht glücklich»

Wer seinen Sinn fürs Schöne pflegt, ist zufriedener, sagt der Psychologe Willibald Ruch. *Seite 45*

«Spieglein an der Wand. Was schön ist» ist das Thema des nächsten «TALK IM TURM», der vom «magazin» der UZH organisiert wird. Hintergrund ist das Dossier in diesem Heft. Das Podiumsgespräch findet am Montag, 20. Oktober, im Restaurant UniTurm statt. **Weitere Informationen und Anmeldung:** www.talkimturm.uzh.ch



Hans Stalder: *Pensée*, 2011

Er male schöne und einfache Bilder, behauptet Hans Stalder. Das stimmt. Nur sind seine Porträts, Blumen und Vögel natürlich hintersinnig. Und so gibt dieses monochrom gehaltene *Pensée*, ein fast die gesamte Leinwand einnehmendes, interessanterweise graues Stiefmütterchen, zwischen den Blütenblättern die Sicht auf eine organische, doch urbane Landschaft frei. Eine graue Fläche mit rechteckiger Aussparung kann eine Blüte mit Stempel sein und das ganze aufregende Leben an den Bildrand drängen: Diese ausbalancierte Radikalität ist Schönheit. *Fanni Fetzer*

«Pfauenfedern und rote Bäuche»

Bei Tierweibchen gilt: Schön ist, was genetisch passt. Sie suchen Partner, die einen evolutionsbiologischen Vorteil versprechen. Bei uns Menschen ist das ähnlich. Mit der Biologin Barbara Tschirren sprach Roger Nickl.

Frau Tschirren, Sie interessieren sich dafür, weshalb bestimmte Tiere und Menschen für andere besonders schön und attraktiv sind. Was ist Schönheit, wenn man durch die Brille der Evolutionsbiologin blickt?

Barbara Tschirren: Die Evolutionsbiologie beschäftigt sich mit Fragen der Partnerwahl und der Fortpflanzung. Wir gehen davon aus, dass nichts und niemand einfach schön ist. Erst die Vorliebe, die Präferenz für ein bestimmtes Merkmal, macht jemanden schön und deshalb attraktiv.

Können Sie das an einem Beispiel erklären?

Tschirren: Das klassische Beispiel sind die Schwanzfedern des Pfau. Pfauenweibchen bevorzugen Männchen mit besonders schönen und langen Schwanzfedern. Bei Stichlingen wiederum, kleinen Fischen, bevorzugen Weibchen Männchen mit roten Bäuchen. Und bei den Paradiesvögeln veranstalten die Männchen Tänze, um die Weibchen zu beeindrucken. Die Weibchen entscheiden sich dann anhand der Qualität des Tanzes für einen Partner. Nun erscheinen diese attraktiven Merkmale relativ zufällig. Als Evolutionsbiologen wollen wir verstehen, welche Vorteile mit einer solchen Wahl verbunden sind und was ein bestimmtes Merkmal signalisiert.

Weshalb sind denn gewisse Merkmale wie eben die langen Schwanzfedern des Pfau so attraktiv?

Tschirren: Attraktive Merkmale sind besonders schwer zu produzieren. Nicht nur bei den Pfauen, sondern auch bei den Rauchschnalben werden Männchen mit besonders langen Schwanzfedern bevorzugt. Nun konnte man zeigen, dass die attraktiven Rauchschnalbmännchen wegen ihres Federschmucks weniger gut fliegen können.

Sie haben ein Handicap, können aber trotzdem lange Strecken zurücklegen.

Sie können sich den Luxus der Schönheit leisten und dennoch das normale Leben einer Rauchschnalbe führen?

Tschirren: Ja, weil sie eben fit sind, können sie in den überflüssigen Luxus eines schönen Merkmals investieren und trotzdem voll funktionieren. Das signalisiert, dass das Männchen gesund ist. Man

WAS SCHÖN IST ...

Gut riechen

Für Mäuseweibchen ist ein Partner, der gut riecht, äusserst attraktiv. Der gute Geruch signalisiert ein vorteilhaftes Immunsystem und verspricht besonders gesunde Nachkommen.

spricht in diesem Zusammenhang auch von den Kosten, die mit einem Merkmal verbunden sind. Ein Individuum, das weniger fit ist, kann sich diese Kosten nicht leisten. Es muss zuerst die überlebenswichtigen Funktionen befriedigen.

Die attraktiven Männchen signalisieren, dass sie gesund und gut genährt sind – heisst das auch, dass sie gute Ernährer, gute Väter sind?

Tschirren: Das ist genau der Punkt. Sie sind gesund, und sie wissen, wo die wertvolle Nahrung zu finden ist. Solche Männchen sind auch gute Väter. Ein Weibchen kann von einem solchen Männchen viel Unterstützung bei der Jungenaufzucht erwarten. Das spielt natürlich nur bei Tierarten eine Rolle, bei denen die Männchen zur Jungenaufzucht beitragen. Bei vielen Vogel- und anderen Tierarten ist dies nicht der Fall. Bei den

Birkhühnern etwa kümmert sich das Männchen überhaupt nicht um den Nachwuchs. Die Männchen präsentieren sich in einer Balzarena, und die Weibchen wählen sich ihren Partner. Dann paaren sie sich und das wars. Man hat sich deshalb gefragt, wieso die Birkhühnerweibchen überhaupt wählen. Denn sie bekommen von den Männchen nur genetische Informationen und sonst nichts. Der Grund dafür sind die «guten Gene». Das heisst, die Partnerwahl wird von der Qualität der Gene beeinflusst.

Können Sie das erklären?

Tschirren: Ein Beispiel ist die Parasitenresistenz. Bei den erwähnten Stichlingen mit den roten Bäuchen konnte man zeigen, dass die Färbung des Bauchs weniger rot ist, wenn Tiere von Parasiten befallen sind. Die Männchen mit den schönsten roten Bäuchen sind dagegen besonders resistent. Wenn sich Weibchen mit ihnen paaren, bekommen die Nachkommen diese Resistenzgene und werden widerstandsfähiger.

Das heisst, es gibt im Tierreich soziale und genetische Faktoren, die bestimmte Individuen attraktiver machen als anderen?

Tschirren: Genau. Interessant ist, dass Weibchen im sozialen Bereich alle das Gleiche wollen. Sie suchen den guten Ernährer. Wenn es dagegen um die «guten» Gene geht, gibt es individuelle Unterschiede, was Weibchen schön und attraktiv finden.

Gibt es also auch bei Tierdamen ein individuelles Schönheitsempfinden?

Tschirren: Ja, Mäuse etwa verfügen nicht über besonders schöne Ornamente, die sie zur Schau stellen können, wie etwa die Vögel. Dafür ist der Geruch sehr wichtig bei der Partnerwahl.

Was können Mäuse denn riechen?

Tschirren: Die Geruchsprofile sind sehr unterschiedlich. Man konnte zeigen, dass der individuelle Geruch vom Immunsystem abhängt. Es gibt im Körper so genannte MHC-Immunrezeptoren, die für das Erkennen von Krankheitserregern zuständig sind. Sie erkennen die Erreger und initiieren Immunantworten, um diese zu bekämpfen. Wichtig ist nun, dass der Körper über

eine möglichst grosse Vielfalt solcher Rezeptoren verfügt. Je grösser die Diversität, desto besser können Krankheitserreger erkannt und unschädlich gemacht werden. Je mehr solcher Rezeptoren ein Tier hat, desto widerstandsfähiger ist es.

Was hat das mit der Partnerwahl zu tun?

Tschirren: Die Weibchen erschnüffeln Männchen, die einen anderen MHC-Typ haben als sie selbst. Sie suchen sich also ein Männchen, das die eigenen Immunrezeptoren komplementär ergänzt, um dem Nachwuchs möglichst unterschiedliche Rezeptoren zu vererben und so die Basis für eine gute Gesundheit zu legen. Für Mäuseweibchen sind deshalb nicht alle Männchen gleich attraktiv – die Partnerwahl ist dort tatsächlich eine individuelle Geschmacks- oder besser gesagt eine Geruchsfrage. Das heisst, Attraktivität und Schönheit können auch bei Tieren ganz individuell wahrgenommen werden. Das finde ich persönlich sehr schön.

Wir haben darüber gesprochen, wie Attraktivität und Schönheit in der Tierwelt spielen. Kann man daraus Schlüsse auf uns Menschen ziehen?

Tschirren: Für alle Organismen gelten grundsätzlich dieselben evolutiven Regeln. Da gehören wir Menschen natürlich mit dazu. Beispielsweise gibt es Studien, die zeigen, dass uns wie bei den Mäusen bestimmte Körpergerüche mehr oder weniger anziehen. In den 1990er-Jahren schnüffelten Studierende an der Universität Bern an T-Shirts, um ihre Geruchspräferenzen kundzutun. Da gibt es riesige individuelle Unterschiede, was als angenehm empfunden wird.

Was hat die Studie gezeigt?

Tschirren: Die Forscher zeigten, dass unser Geruchsempfinden wie bei den Mäusen vom Immunsystem beeinflusst ist. Es gibt also Belege dafür, dass das gleiche Prinzip wie bei den Mäusen auch bei den Menschen eine Rolle spielt.

Gibt es weitere Präferenzen, die die Partnerwahl bei uns Menschen beeinflussen?

Tschirren: In vielen Studien konnte gezeigt werden, dass es kulturunabhängig eine Präferenz für Körpergrösse gibt. Oft müssen in Studien Frauen sagen, wie attraktiv bestimmte Männer für sie sind. Was diese Studien zeigen: Grössere Männer

sind attraktiver. Nun kann man sich auch hier wieder fragen, was für einen Vorteil diese Präferenz bringt. Körpergrösse ist genetisch bedingt, sie hängt aber auch stark von der Ernährung ab. Das sind für die Fortpflanzung relevante Informationen

An Ihrem Institut wurde die Attraktivität von Radrennfahrern auf Frauen untersucht. Den Frauen wurden Gesichter von ihnen unbekanntem Velofahrern gezeigt, und sie mussten die für sie attraktivsten Männer wählen. Was sich zeigte: Am attraktivsten waren die Männer, die auch als Radrennfahrer die besten Leistungen erbrachten. Was kann man daraus schliessen?

Tschirren: Spannend war, dass die Frauen nur aufgrund der Gesichter wählen mussten. Sie wussten nichts über die Qualitäten und über Ruhm und Ehre dieser Radfahrer. Interessant war nun, dass viele Frauen dieselben Männer als attraktiv einstufen. Das kann man natürlich trivial finden. Aber diese Tatsache ist doch schon sehr erstaunlich.

Weshalb?

Tschirren: Es zeigt, dass es eine Präferenz gibt. Frauen stimmen darin überein, welche Männer sie attraktiv finden. Nun kann man sich fragen, weshalb Frauen eine solche Vorliebe haben.

Welche Merkmale wurden besonders geschätzt?

Tschirren: Welches Gesichtsmerkmal für die Wahl entscheidend war, wissen wir noch nicht. Dennoch haben die Frauen die leistungsfähigsten Männer als besonders attraktiv taxiert – auch wenn sie nur das Gesicht und eben nicht die Waden der Radfahrer begutachtet haben. Das zeigt, dass auch bei uns unbewusst biologische Mechanismen ablaufen und unser Schönheitsempfinden und unsere Wahrnehmung beeinflussen.

Gibt es ein Bio-Programm, das unbewusst unsere Wahrnehmung von Attraktivität und Schönheit steuert?

Tschirren: Ja, wie gesagt, wir stehen nicht ausserhalb der Evolution. Für uns ist es selbstverständlich, dass wir Präferenzen haben. Ich finde das aber gar nicht so selbstverständlich. Denn Präferenzen fallen nicht vom Himmel. Sie sind gewachsen; da steht etwas dahinter.

Was steckt denn hinter den attraktiven Radfahrern? Welche Vorteile versprechen sie?

Tschirren: Darüber kann ich nur spekulieren. Bei Tieren können wir Experimente machen und zeigen, was passiert, wenn sich Weibchen mit bevorzugten oder eben nicht bevorzugten Männchen paaren. Das kann man bei Menschen nicht. Deshalb gibt es in diesem Bereich nur Vermutungen. Beispielsweise war an den menschlichen Ursprüngen die Treibjagd sehr wichtig. Es gibt kein Lebewesen, das so ausdauernd ist wie wir. Wir können Tiere so lange jagen, bis sie zusammenbrechen. Wer über eine gute Ausdauer verfügt, ist entsprechend erfolgreich bei der Nahrungsbeschaffung – das ist ein Vorteil.

Ist die gute Ausdauer ein bevorzugtes Merkmal aus der Frühgeschichte der Menschheit, das sich heute noch in der Vorliebe von Frauen für besonders leistungsfähige Radfahrer spiegelt?

Tschirren: Ja, das ist vermutlich eine Präferenz aus unserer evolutiven Vergangenheit.

Wir müssen also davon ausgehen, dass uns unsere evolutionsgeschichtliche Vergangenheit heute noch beeinflusst?

Tschirren: Ich gehe davon aus, dass die Vorteile einer guten Ausdauer heute sehr viel geringer sind als noch vor ein paar tausend Jahren. Damals gab es eine viel stärkere Selektion für eine



Zur Person:

Barbara Tschirren (38) ist SNF-Förderungsprofessorin am Institut für Evolutionsbiologie und Umweltwissenschaften. In ihrer Forschung untersucht sie evolutive Anpassungen von Tieren an ihre Umwelt sowie die Evolution von Lebensgeschichten und Fortpflanzungsstrategien.

Kontakt: Prof. Barbara Tschirren, barbara.tschirren@ieu.uzh.ch

solche Präferenz. Dennoch gibt es diese Präferenz auch heute noch; sie ist ein Überbleibsel aus der Vergangenheit.

Die erfolgreichen Radrennfahrer in Ihrer Studie sind quasi die schönen Pfauen in der Natur – können die Frauen damit auch erwarten, dass sie gute Väter abgeben?

Tschirren: Wenn man davon ausgeht, dass die Ausdauer wichtig war, um an Nahrung zu kommen, ist das natürlich ein sehr wichtiger Beitrag zur Familie.

Die Überbleibsel aus der Evolutionsgeschichte mögen uns in unserer Wahrnehmung beeinflussen. Dennoch funktioniert die Partnerwahl bei uns Menschen sehr viel komplexer als bei den Tieren. Attraktivität hängt bei uns auch etwa von der Bildung oder vom Sozialstatus ab. Da hören die Vergleiche mit der Tierwelt wohl auf?

Tschirren: Der Sozialstatus spielt in der Tierwelt durchaus eine Rolle. Die australischen Laubenvögel bauen aus Zweigen und Gräsern kunstvolle Lauben, die sie dekorieren. Interessanterweise ist die Farbe Blau in der Natur sehr selten. Die Laubenvogelmännchen machen sich nun aber auf, diese raren blauen Dinge zu suchen, mit denen sie ihre Lauben schmücken. Sie werben also nicht mit einem attraktiven Aussehen um die Gunst der Weibchen, sondern indem sie eine besonders schöne Laube bauen. Man spricht in diesem Zusammenhang von einem erweiterten Phänotyp, von einem ausgelagerten Merkmal.

Wo sehen Sie da Parallelen zur Menschenwelt?

Tschirren: Unsere Statussymbole sind eigentlich nichts anderes. Auch ein grosses Auto kann man als erweiterten Phänotyp verstehen. Es steht für reiche Ressourcen, die auch wichtig sind. Natürlich spielt aber die Kultur beim Menschen eine riesige Rolle.

Wie hat die evolutionbiologische Forschung Ihren Blick auf das Schöne verändert?

Tschirren: Für uns sind viele Dinge selbstverständlich. Sie in Frage zu stellen, finde ich sehr anregend. Ich möchte nicht einfach akzeptieren, dass ich etwas schön finde. Ich möchte auch danach fragen, weshalb das so ist.

«Für das Falsche geliebt»

Harmonie und Symmetrie sind nur bis zu einem gewissen Grad attraktiv, sagt Johannes Binotto. Es sind vor allem die Abweichungen vom Ideal, die Schönheit ausmachen. Mit dem Kulturwissenschaftler sprach Thomas Müller.

Herr Binotto, im Oktober wird die Miss Schweiz gewählt. Welche der 18 Kandidatinnen ist die schönste?

Johannes Binotto: Die schönste? Das kommt bekanntlich darauf an, wen man fragt. Es ist ein Gemeinplatz, dass Vorstellungen von Schönheit sehr divers sind, und Attraktivität ist per Definition subjektiv. In Miss- oder Mister-Wahlen die Schönste oder den Schönsten zu küren, ist demnach ein unmögliches Unterfangen. Gewählt wird, wer sich als mehrheitsfähig erweist und am wenigsten polarisiert, und damit wird das ganze Unterfangen zwangsläufig langweilig.

Wird also keine echte Schönheit das Rennen machen?

Binotto: Echte Schönheit – was für eine unglückliche Kombination! Kann etwa nur Echtheit schön sein? Klar, die direkte Verknüpfung hat tiefe Wurzeln. Das Schöne, Wahre und Gute ist durch die ganze Geschichte hindurch ein Ideal. Dazu gesellt sich seit einigen Jahren eine Tendenz zu rigideren Schönheitsnormen. Doch das Echtheits-Credo ist naiv. Es meint, dass Schönheit etwas Fixierbares sei – nötigenfalls mit einer Operation. Doch das Gegenteil trifft zu: Schönheit ist stets Inszenierung, Fiktion und Maskerade. Sie ist nicht «echt», sondern ereignet sich erst in der Vermittlung. Es braucht ein Medium, das sie sichtbar macht, und – wie die Medienwissenschaft zeigt – verdeckt jedes Medium dabei mindestens so viel, wie es zeigt. Statt operieren könnte man sich also genauso gut schminken, verkleiden oder etwas in den BH stopfen, was gesünder und auch variantenreicher wäre.

Was soll denn schön an einer Verkleidung sein, am vermeintlich fülligen Busen, der sich als Illusion entpuppt?

Binotto: Wieso soll Schönheit unverändert bestehen bleiben, wenn sich jemand komplett auszieht? Das ist absurd, denn ein Mensch ist ohne

seine Kleider ja ohnehin ein anderer geworden. Noch in den Achtzigerjahren scheint Echtheit kein Imperativ zu sein, entsprechend rege wurden die Möglichkeiten der Maskerade genutzt. Denken wir etwa an die britische New-Wave-Band Human League mit zwei Frauen und einem Mann, der sehr feminisiert auftrat – aber damit nur spielte. Es ging ihm nicht darum, sich eindeutig als homosexuell definieren zu wollen, die Frage «Bist du echt?» spielte keine Rolle. Oder Robert Smith von The Cure, der viel Lidschatten, Lippenstift und Make-up auflegte und als Antwort auf die Frage, wer er sei, eine wunderbare Auswahl sendung gab: Ich bin vieles. Ich nehme



Zur Person:

Der Kulturwissenschaftler Johannes Binotto (36) ist Assistent am Englischen Seminar der Universität Zürich und arbeitet an seiner Habilitation. Er promovierte mit einer Studie zum Unheimlichen, die 2013 unter dem Titel «Tat/Ort: Das Unheimliche und sein Raum in der Kultur» bei Diaphanes erschienen ist. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Schnittstellen zwischen Psychoanalyse, Film und Literatur. Neben seiner Tätigkeit als freier Autor leitet Binotto an der Psychiatrischen Universitätsklinik regelmässig Weiterbildungskurse zum Thema Film und Psychoanalyse.

Kontakt: Johannes Binotto, j.binotto@es.uzh.ch



Luigi Ghirri: Tellaro, Italy, 1980

In der Fotografie gelten angeschriebene Bilder als schlechter Stil, also beispielsweise ein Bild des Bahnhofs mit Schriftzug «Olten» für eine Reportage über Olten. Diese Fotografie von Luigi Ghirri ist aber dermassen übertrieben angeschrieben, dass sie nicht nur etwas Absurdes erhält, sondern die Weite des Meeres mit einer Art visuellem Geschmacksverstärker noch steigert. Banale Fotografien vom Meer haben wir alle schon gemacht, aber so schön sehnsüchtige wohl kaum. *Fanni Fetzer*

als Mensch verschiedene Rollen ein und inszeniere sie unterschiedlich.

Die Werbung und die Unterhaltungsindustrie retouchieren heute, was das Zeug hält, und hübschen am Computer sorgsam jedes Bild auf. Es sieht doch kein Star so aus, wie er dargestellt wird.

Binotto: Da liegt ein verblüffender Widerspruch. Die Werbung bewirtschaftet ein Bedürfnis nach Echtheit. Sie vermittelt uns, Schönheit sei etwas Eindeutiges. Ebenso eindeutig ist dann, welche Produkte man dafür braucht. Die Werbung weiss selber aber nur zu gut, dass es sich um reine Fantasie handelt. Sie ist sich der Künstlichkeit bewusst, wenn sie mit hochartifizialen Verfahren die entsprechenden Bilder produziert. Die Konsumentinnen und Konsumenten hingegen wollen dieses Ideal dann tatsächlich verwirklichen. Man kann es kaum begreifen, und trotzdem ist es offenbar eine Tatsache, dass es junge Frauen und zunehmend auch junge Männer gibt, die so auszusehen versuchen wie das Model auf einem Bild – obwohl sie eigentlich wissen, dass es sich nur um ein Bild handelt und das Model im wirklichen Leben anders aussieht.

Und was ist bei der Maskerade anders?

Binotto: Statt den Anspruch zu haben, den Menschen zu zeigen, wie er angeblich ist, zeigt man nur Facetten, Fantasien, die man von sich hat. Doch hat die Maskerade dabei durchaus auch reale Effekte, auf einen selbst wie auf andere. Auf faszinierende Weise zeigen das Literaten wie F. Scott Fitzgerald oder Patricia Highsmith, die in ihren Texten eigentliche Kleiderfetischisten sind. Tom Ripley verändert sich bei Highsmith, wenn er andere Kleider anzieht. Seine Haltung wandelt sich, er fühlt sich anders, seine Wirkung ist nicht mehr dieselbe wie vorher. Ich finde es darum auch überhaupt keine Errungenschaft, wenn man überall gleich bekleidet hingehen kann, stets in T-Shirt und Jeans. Man ist ja ohnehin kein eindeutiges, homogenes Subjekt, sondern eine multiple Persönlichkeit. Die verschiedenen Seiten stehen zuweilen in Widerspruch zueinander, aber alle gehören dazu. Bin ich zuhause im Schlapperpulli echter als hier in diesem schönen Hemd? Zu mir passt beides, und eine Erschei-

nung ist so echt oder unecht wie die andere. Dieselbe Offenheit braucht es auch bei der Schönheit – sie ist hochfragil, immer in Mutation begriffen.

Sie haben sich verschiedentlich mit Abweichungen von der Idealnorm befasst, so zum Beispiel mit den historischen Freakshows, dem Mann mit den drei Beinen, der Frau mit Bart oder siamesischen Zwillingen, die auf der Bühne auftraten. Was lehren sie uns über Schönheit?

Binotto: Bei aller notwendigen Abscheu für die Praxis des öffentlichen Zurschaustellens von ungewöhnlichen Menschen ist das Phänomen der historischen Freakshows zugleich höchst faszinierend. Freaks wurden dabei nicht nur als absto-

WAS SCHÖN IST ...

Die Mouche

Die Damen im 17. und 18. Jahrhundert schmückten sich mit einer Mouche. Und auch im 20. Jahrhundert betonten Marilyn Monroe, Brigitte Bardot und Cindy Crawford den Schönheitsfleck als erotisches Detail.

send, sondern oft auch als erotisch und begehrenswert inszeniert und empfunden. Viele von ihnen pflegten ein intensives Liebesleben und lebten mitunter weitaus selbstbestimmter als in der Zeit unmittelbar nach dem Verbot von Freakshows, als man sie als Behinderte in Heime und Anstalten abschob. Und warum sollte man sie nicht schön finden? Tatsächlich ist mir die Schönheit von zunächst ganz ungewöhnlichen Körpern absolut einsichtig. Und sind umgekehrt Supermodels mit ihren aussergewöhnlichen Körpern nicht ebenfalls Freaks, die von der Norm abweichen?

Der Freak als Schönheitsideal?

Binotto: Ist das nicht sogar die Norm? Um mit Jacques Lacan zu sprechen: Man wird sowieso immer für das Falsche geliebt. Fragt man sich, was man am eigenen Partner attraktiv findet, so stösst man oft darauf, dass es wohl genau die Abweichungen von der Norm sind. Dieses Muster hat eine lange Tradition. Denken wir an die Mouche, den Schönheitsfleck, wie ihn im 17. und 18. Jahr-

hundert die Damen getragen haben und der noch im 20. Jahrhundert etwa bei Marilyn Monroe, Brigitte Bardot, Cindy Crawford oder Madonna als besonders erotisches Detail betont wurde. Wie treffend doch der Begriff «Schönheitsfleck» ist: Es ist genau der Fleck, der Makel, das freakische Element, das besonders attraktiv sein kann. Das heisst auch: Was nur perfekt ist, ist langweilig. Fehlt das Kontrastmittel, lässt sich das Herausragende gar nicht mehr erkennen. Dasselbe zeigt sich bei der Symmetrie. Spiegelt man Fotos einer Gesichtshälfte, um das zu erreichen, was angeblich als schön empfunden wird – ein symmetrisches Gesicht –, so kippt es ins Gegenteil. Das Bild wirkt eigentümlich, überhaupt nicht attraktiv. Harmonie und Symmetrie sind nur bis zu einem gewissen Grad attraktiv. Ohne Störung gibt es keine Schönheit.

Derzeit wollen ja alle echt sein und irgendwie auch individuell. Wo führt das hin?

Binotto: Ich würde mir wünschen, dass wir die Unterschiede wieder ausweiten. Der Schönheitsfleck muss nicht winzig sein, er könnte auch viel extremer sein. Es gibt interessante Beispiele. Conchita Wurst, die dieses Jahr den Eurovision Song Contest gewann, hat einem breiten

Publikum gezeigt, wie schön das Ungewöhnliche ist. Wenn man Conchita Wurst betrachtet, kommt man nicht darum herum, sich einzugestehen: Er/sie ist doch eigentlich sehr attraktiv.

Mit Conchita Wurst steht nun wieder eine Frau mit Bart auf der Bühne – wenn auch unter anderen Vorzeichen. War das zu erwarten?

Binotto: Es ist verblüffend, wie rasch sich das Publikum an den höchst aussergewöhnlichen Anblick gewöhnt hat. Das spricht dafür, dass die Geschmacksempfindungen in Sachen Schönheit sehr viel mehr goutieren als das, was man gewöhnlich serviert erhält. Mit jedem Schritt zur Normierung der Schönheit gibt es offenbar auch eine Gegenbewegung, die ihre Sehnsucht anders ausdrückt. Doch das findet meist in Nischen statt. Dass nun beispielsweise manche Hipster Bart tragen und mit einer etwas bärigen Physiognomie auftreten, ändert nichts an der grossen Tendenz zur Enthhaarung des – gerade auch männlichen – Körpers, die vor etwa zwanzig Jahren eingesetzt hat.

«Künstler sind mächtig»

Bettina Gockel beschäftigt sich mit den schönen Künsten, glaubt aber nicht an das Schöne an sich. Spannender findet sie inszenierte Hässlichkeit, die hoch ästhetisch sein kann. Mit der Kunsthistorikerin sprach Theo von Däniken.

Frau Gockel, Sie befassen sich tagtäglich mit den schönen Künsten. Wenn Sie an Schönheit denken, was kommt Ihnen in den Sinn? Eher Menschen oder Landschaften oder hauptsächlich Kunst?

Bettina Gockel: Ich habe eine «déformation professionnelle», was das Kunsterleben angeht. Für mich steht nicht im Mittelpunkt, ob ein Werk schön ist oder einen schönen Gegenstand darstellt. Mir sind jene Kunstwerke am nächsten, die eine historische oder intellektuelle Anziehungskraft ausüben. Geht es um Schönheit, kommen mir eher Erlebnisse in den Sinn, die ich als besonders harmonisch oder beglückend empfunden habe. Ich würde deshalb Schönheit vom Materiellen lösen und im Erleben suchen, etwa in familiären oder beruflichen Situationen.

Wie steht es mit Begriffen wie Proportion, Harmonie, Symmetrie, Vollständigkeit, Farbigkeit – kann man Schönheit damit beschreiben?

Gockel: Lassen Sie mich ein Beispiel zum Stichwort Symmetrie machen: In den frühen 1990er-Jahren ist das Model Christy Turlington vom Metropolitan Museum of Art als Gesicht des 20. Jahrhunderts bezeichnet worden. Was dieses Gesicht ausmacht, ist sicherlich eine besondere Symmetrie, eine Schönheit, die offenbar sehr viele Menschen angesprochen hat. Interessant ist, dass etwas später das Museum of Modern Art in New York ein Porträt von Christy Turlington in die Kunstsammlung aufgenommen hat. Darüber schrieb eine deutsche Zeitung, ihr Gesicht sei in die Sammlung aufgenommen worden, nicht ein Bild, sondern das Gesicht Christy Turlingtons selbst. Hier wurde diese Person mit ihrem besonders schönen Gesicht sozusagen zum Kunstwerk erklärt.

Offenbar gibt es einen Konsens, was bestimmte Schönheitsvorstellungen betrifft. Wie entstehen diese?

Gockel: Auch hier ein Beispiel: Die Debatte in den USA um Michelle Obama war sehr interessant. Dabei ging es um die Frage, was eine schwarze First Lady an Körperlichkeit zeigen darf und ob sie überhaupt als schön wahrgenommen wird. Michelle Obama hat seit dem Amtsantritt ihres Mannes stets ihre sehr muskulösen Oberarme gezeigt. Das hat bei konservativen Kritikern

WAS SCHÖN IST ...

Frau Obamas Oberarme

Anfänglich machten sie Angst, weil sie den Willen demonstrierten, die Schönheitsideale von Männern und Frauen zu überschreiten. Heute findet man im Internet diverse Fitnessangebote, um zu «schönen» Oberarmen à la Michelle Obama zu kommen.

heftigste Ablehnung ausgelöst, weil diese Arme nicht in deren Kanon der weiblichen Schönheit passten. Ein Kanon, der geprägt war von weissen Frauen, wie zum Beispiel Jackie Kennedy. Auch sie hat immer ärmellose Kleider getragen, dabei aber zarte Ärmchen zur Schau gestellt. Das Muskulöse von Michelle Obama jedoch machte Angst, weil es den Willen demonstriert, die Schönheitsideale von Männern und Frauen zu überschreiten. Heute, einige Jahre später, findet man im Internet diverse Workout- und Fitnessangebote, um zu «schönen» Oberarmen à la Michelle Obama zu kommen. Zeigt das nicht, wie politisch Schönheit sein kann und wie sich die Wahrnehmung zu ändern vermag?

Ist das eine Demokratisierung oder eine Pluralisierung des Schönen?

Gockel: «Black Female Beauty» ist ein gutes Beispiel dafür, dass tatsächlich eine Pluralisierung stattgefunden hat. In ihrem Buch «Posing Beauty» zeigt die Künstlerin und Fotohistorikerin Deborah Willis auf, dass die Afroamerikaner während der Bürgerrechtsbewegung erst einmal eine eigene Vorstellung von ihrer Schönheit kreieren mussten. Zum Beispiel mit Porträtfotografien, auf denen sie sich in Pose warfen und gegen das dominierende weisse Schönheitsideal den Anspruch ins Spiel brachten, dass auch ein schwarzer Mensch schön sein kann. Damit wurde die Grundlage gelegt, auf der sich dann Stilikonen wie der Afrolook von Angela Davis bilden konnten. Das Beispiel zeigt, dass verschiedene soziale Gruppen und verschiedene Kulturen ihre Schönheitsideale zeigen können, aber auch mittels Medien wie der Fotografie erst einmal herstellen müssen.

Welche Rolle spielt die Kunst in diesem Schönheitskult? Früher lag sie darin, ideale Schönheit zu erschaffen und zu zeigen. Ist das heute immer noch so?

Gockel: Heute ist eher das Gegenteil der Fall. Grund dafür sind die Industrialisierung der Schönheit und das Bewusstsein, dass bestimmte Ideale auch ausgrenzen. Seit dem 18. Jahrhundert problematisieren Künstlerinnen und Künstler die Vorstellung einer idealen Schönheit und eines damit einhergehenden Wahrheitsversprechens. Diese Problematisierung ist im Grunde die Aufgabe der Kunst in der Moderne.

Worin liegt dieses Wahrheitsversprechen?

Gockel: Es war der Anspruch, ein Ideal des Schönen zu etablieren. Winckelmann zum Beispiel hat in der klassischen Antike die «edle Einfalt und stille Grösse» gesehen und das zum Ideal auserkoren. In den Kunsttheorien und akademischen Lehren wurde ein ganz bestimmter Kanon von Kunstwerken in Malerei, Skulptur und Architektur etabliert, um den angehenden Künstlern ein Repertoire an Vorbildern zu geben, damit sie so ein schönes Kunstwerk erschaffen könnten.

Wer definiert den Kanon des Schönen?

Gockel: Einen Kanon zu bilden, heisst auch, viele Werke und viele Personen auszuschliessen. Wir haben nicht zuletzt durch den Philosophen Michel Foucault gelernt, dass über eine Kanonbildung Macht ausgeübt wird. In den bildenden Künsten wird der Kanon durch Künstler, Kunstkritiker, Sammler und Wissenschaftler gemeinsam geschaffen. Sie speisen ein einzelnes Kunstwerk oder ein ganzes Œuvre in diesen Kanon ein, indem sie eine Diskussion darüber führen, was daran interessant, intellektuell oder meinetwegen auch schön ist. Deshalb finde ich eine essentialistische Herangehensweise an das Schöne, die Frage nach dem Schönen an sich, problematisch. Die Definition des Schönen wird aus einer Gruppe, aus einem System von Kräften erzeugt. In einer Welt, die immer mehr Wert auf Diversität legt, ist die Vorstellung des Schönen an sich, das für alle Menschen und deren Wahrnehmung gilt, nicht mehr zeitgemäss.

Was sind innerhalb des heutigen Kunstbetriebs die Kräfte, die solche Definitionen formen können – der Kunstmarkt, Museen, Kritiker oder die Künstler?

Gockel: Ich glaube, dass die Rolle des Kunstmarkts überschätzt wird. Dieser reagiert nur auf Seismografisches aus der Gesellschaft. Wer je mit einem Künstler gearbeitet und über einen etablierten Künstler geschrieben hat, weiss, wie machtvoll Künstler in die Art und Weise eingreifen, wie sie und ihr Werk dargestellt werden. Sie bestimmen heute den Kanon mit, denn sie sind Unternehmer, Meinungsmacher, Netzwerker. Das war vermutlich auch schon bei Rubens und Rembrandt so.

Ein Beispiel für einen radikalen Bruch mit traditionellen Darstellungsformen ist Picassos Bild «Les Femmes d'Alger» von 1907. Damals fanden selbst seine avantgardistischen Künstlerfreunde, er habe wohl Terpentingetrunken, als er das gemalt habe. Heute gilt es als Schlüsselwerk, und wir bewundern es im Museum of Modern Art. Aber finden wir es wirklich schön?

Gockel: Ich glaube, die Erwartung, ein Kunstwerk müsse schön sein, steht heute gar nicht mehr im Zentrum. Der Reiz eines Kunstwerks

liegt darin begründet, was es für die Betrachter bedeuten kann. Ob es für sie identitätsstiftend ist, ob es Fragen aufwirft, ob es zum Denken anregt. Ich glaube, die Frage des Schönen ist so überholt beziehungsweise so okkupiert worden von Mode und Werbung, dass es nicht mehr im Kern des Strebens der Künstlerinnen und Künstler steht.

Hat sich die Kunst vom Schönen befreit?

Gockel: Das kann man so sagen, ja.

Auf der anderen Seite gibt es das Bedürfnis nach dem Schönen. Wer befriedigt es, wenn es die Kunst nicht mehr will oder kann?

Gockel: Die Industrie befriedigt nicht nur das Bedürfnis, sie provoziert immer auch das Begehren und die Sehnsucht nach dem Schönen. Und sie achtet darauf, dass es nie ganz erfüllt wird. So funktioniert auch eine bestimmte Warenästhetik, die uns als Konsumenten anspricht und anregt. 2006 wurden in den USA zirka elf Millionen kosmetische chirurgische Eingriffe vorgenommen. Diese riesige Schönheitsindustrie ist der Hauptgenerator von Schönheit in unserer Zeit.

Der Philosoph Immanuel Kant definierte Schönheit als ein «interesseloses Wohlgefallen». Als etwas, das keinen Zweck erfüllt und auch kein Besitzbegehren auslöst. Die industrialisierte Schönheitsproduktion erfüllt genau das aber nicht. Muss man die wahre Schönheit also doch in der Kunst suchen?

Gockel: Wenn wir zum Beispiel fotografische Stillleben von Wolfgang Tillmans (siehe S. 47) betrachten, so weicht er darin gänzlich von dem ab, was an Komposition oder an Bildgegenständen in diesem Genre als schön galt. Dennoch haben seine Bilder formalästhetisch und von der Farbkomposition her einen bestimmten Reiz. Es ist eine moderne, provokante Schönheit. Hier hat sich die Kunst Schönheit zurückerobert und benutzt sie als Vehikel einer ganz eigenen Aussage. Auch die grossformatigen Werke von Cindy Sherman, die eben im Kunsthaus Zürich zu sehen waren, haben diese schrille Schönheit, die mit traditionellen Künsten nichts mehr zu tun hat. Sherman will bestimmte Inhalte vermitteln, etwa, wie stark unsere Gesellschaft von Rollenbildern geprägt ist. Trotz dieser sozialkritischen Botschaft sind ihre Werke für mich hoch ästhetisch.

Kann denn ein gutes Kunstwerk überhaupt hässlich sein?

Gockel: So wie Schönheit kann auch Hässlichkeit ein Vehikel für bestimmte Inhalte in der Kunst sein. Die Körperform und die Körpersprache von Figuren in der expressionistischen Kunst, bei Ernst Ludwig Kirchner oder bei den anderen Malern der «Brücke» etwa, waren für die Vorstellung traditioneller Aktdarstellung nicht mehr goutierbar. Kenneth Clark, ein hoch konservativer Kunsthistoriker, hat dies als den Weg «vom Akt zum Nackten» bezeichnet. Genau das wollten die Künstler erreichen; sie wollten weg von einem einseitigen Körperideal. Die Frage müsste aber eigentlich lauten: Kann ein Kunstwerk, das nur schön im traditionellen Sinn ist, uns überhaupt noch irgendetwas sagen? Ich glaube nicht. Die Aussage eines Kunstwerks muss in unsere Lebenspraktiken, Erfahrungen und gesellschaftliche Strukturen eingreifen. Die Rolle von Kunst ist ja nicht, bloss dekorativ zu sein. Sie will den Menschen etwas sagen oder sie zur Kontemplation anregen in einer unheimlich beschleunigten Zeit.

Was muss man in Zürich gesehen haben, weil es schön ist?

Gockel: Der Blick über den Zürichsee auf die Berge ist für mich eine Erfahrung von Schönheit in Zürich.



Zur Person:

Bettina Gockel (48) ist Professorin für Geschichte der bildenden Kunst und Leiterin der Forschungsstelle für Theorie und Geschichte der Fotografie am Kunsthistorischen Institut. Neben ihrer Forschungstätigkeit zur Fotografie befasst sich Bettina Gockel schwerpunktmässig mit dem Verhältnis von Kunst und Naturwissenschaft sowie der Geschichte der Wahrnehmung und des Sehens.

Kontakt: Prof. Bettina Gockel, bettina.gockel@khist.uzh.ch



Christine Streuli: *Krone*, 2007

«Ornament und Verbrechen» heisst es bei Adolf Loos. Aber mit seiner bekanntesten Schrift wollte er ja auch die Schönheit von Funktionalität gegen die Verzierungen des Jugendstils durchsetzen. Glücklicherweise überholen sich absolute Aussagen dieser Art. Bereits in den 1950er-Jahren konterte Alexander Girard das Credo der Moderne «Less is more» mit «More is more». Christine Streulis vielschichtige Gemälde sind nicht nur mehr, sie sind zu viel: eine beglückende Überforderung unserer Augen. *Fanni Fetzter*

«Flügelohren und Katzenaugen»

Plastische Chirurgie kann Menschen glücklicher machen, sagt Pietro Giovanoli. Der Wunsch, anders auszusehen, kann jedoch auch krankhaft sein. Mit dem Wiederherstellungschirurgen sprach Thomas Gull.

Herr Giovanoli: Was finden Sie schön?

Pietro Giovanoli: Schön ist für mich, wenn etwas in seiner Form und Gestaltung stimmig ist, von mir als ästhetisch empfunden wird. Schön kann aber auch ein Gefühl sein (zeigt ein Foto seines Hundes). Das ist mein Hund, eine Französische Bulldogge. Ein wunderbares Tier, wir haben zwei davon.

Was gefällt Ihnen daran?

Giovanoli: Sie sind viv, personenbezogen und gut haltbar.

Das ist die innere Schönheit. Aber gefällt Ihnen der Hund auch?

Giovanoli: Ja, mir gefällt er. Er hat Augen, die ganz viele Stimmungen zeigen. Andere finden ihn hässlich.

Bei Ihrem Hund schauen Sie offenbar weniger auf das Äussere. Wenn wir bei den Menschen bleiben: Was ist für Sie ein schöner Körper oder ein schönes Gesicht?

Giovanoli: Man kann verschiedener Meinung sein, was als schön empfunden wird. Und die Ideale verändern sich auch: Die Venus von Willendorf (eine Venusfigurine aus der jüngeren Altsteinzeit) ist übergewichtig und üppig und wurde offenbar als schön angesehen damals. Heute gilt Kate Moss mit ihrem bubenhaften, schlanken Körper als schön. Ich finde auch Catherine Deneuve eine sehr schöne ältere Frau.

Wobei Frau Deneuve wohl mit Schönheitschirurgie nachgeholfen hat.

Giovanoli: Das ist wahrscheinlich so.

Sie haben gesagt: Schönheitsvorstellungen sind veränderlich. Wie entstehen denn die Vorstellungen von Schönheit?

Giovanoli: Der Zeitgeist verändert sich: Wir haben keine Bären mehr vor der Höhle wie die Neandertaler oder müssen körperlich hart arbeiten in der Landwirtschaft oder der Industrie. Diese gesellschaftlichen Veränderungen spiegeln sich im Schönheitsideal – wir brauchen nicht mehr so viel Kraft und allenfalls (Fett-)Reserven wie unsere Vorfahren. Trends werden aber auch gemacht, beispielsweise von der Modeindustrie. Und es gibt geografische Unterschiede. In Brasilien, wo relativ viel Schönheitschirurgie gemacht wird, gilt ein grosser Hintern immer noch als attraktiv.

Können Sie Menschen schöner machen?

Giovanoli: Grundsätzlich schon. Nur ist das Schönermachen in der Plastischen und der Wiederherstellungschirurgie nicht das einzige Ziel. Für uns gibt es zwei Aspekte, die wir berücksichtigen müssen: Einerseits geht es um die Form, andererseits um die Funktion, dabei gilt: Form follows function. Bei der Ästhetischen Chirurgie geht es nur um die Form. Wer nur Ästhetische Chirurgie betreibt, beschäftigt sich nur damit, etwas schöner zu machen, einem Ideal hinterherzurennen.

Ihr Spezialgebiet ist die Behandlung von Menschen mit Gesichtslähmung. Geht es dabei vor allem um die Funktion, oder auch um Schönheit?

Giovanoli: Zuerst geht es um die Funktion. Doch wenn wir Menschen mit einer Gesichtslähmung helfen können, macht sie das auch schöner. Unser Ziel ist, dass das Gesicht wieder ein Lächeln zeigen kann. Wir verwenden Nerventransplantate, die wir von der gesunden Seite auf die reglose Seite führen. Wenn die Operation gelingt, können die Gesichtsmuskeln auf der gelähmten Seite wieder so weit kontrolliert werden, dass die Mimik natürlich wirkt und man beispielsweise auch wieder normal sprechen und essen kann.

Wieder eine Mimik zu haben, normal essen und sprechen zu können, ermöglicht diesen Menschen wieder ein unverkrampfteres Sozialleben. Menschen mit Gesichtslähmung ziehen sich oft zurück, weil sie sich schämen.

Woran orientieren Sie sich, wenn jemand zu Ihnen kommt, um sich operieren zu lassen?

Giovanoli: Einerseits am Wunsch des Patienten: Was führt ihn oder sie zu mir? Andererseits an den Fakten: Ist die Ursache ein Tumor? Wie dringlich ist die Operation? Welche Risiken müssen in Betracht gezogen werden? Wir überlegen uns auch, mit welchem Aufwand dem Wunsch sinnvoll entsprochen werden kann. Schlussendlich geht es um einen Behandlungsvertrag mit dem Patienten, den ich auch ablehnen kann.

Tun Sie das manchmal?

Giovanoli: Ja.

Wann ist das der Fall?

Giovanoli: Es gibt abstruse Wünsche, etwa Brustprothesen, die über 1000 Milliliter gross sind. Das machen wir nicht.

Gibt es auch Wünsche, die man nicht erfüllen kann, weil es zu schwierig ist?

Giovanoli: Es ist eher eine Frage von Aufwand und Ertrag. Wir versuchen für den Patienten einen optimalen Vorschlag zu erarbeiten. Dabei spielt auch das Alter eine Rolle. Bei Gesichtslähmungen beispielsweise behandeln wir Patienten



Zur Person:

Pietro Giovanoli (50) ist Professor für Wiederherstellungschirurgie an der Universität Zürich und Direktor der Klinik für Plastische Chirurgie und Handchirurgie am Universitätsspital Zürich.

Kontakt: Prof. Pietro Giovanoli, pietro.giovanoli@usz.ch

zwischen 4 und 60 Jahren. Bei jüngeren Patienten ist die Mikrochirurgie schwierig, bei älteren sagen wir uns: Wenn wir drei Jahre bis zu einem Behandlungsergebnis brauchen und die betroffene Person beispielsweise Speicheldrüsenkrebs hat, müssen wir etwas anbieten, das schneller ein sinnvolles Ergebnis bringt. In solchen Fällen führen wir statische Korrekturen durch.

Wenn man sich die Bilder von Patienten anschaut, die Sie behandelt haben, gibt es zum Teil ja sehr schöne Ergebnisse, aber es gibt auch solche, die trotz des Eingriffs noch etwas entstellt aussehen, etwa ein Patient mit einem Gesichtstumor. Ist es für Sie frustrierend, wenn Sie da an die Grenzen des Machbaren stossen?

Giovanoli: Die Plastische Chirurgie kann auch palliativ sein. Der betreffende Patient etwa hat dank der Operation mehr Lebensqualität, weil er dank des Eingriffs keine offenen Wunden mehr hat, die ihn täglich plagen.

Kann es Menschen krank machen, nicht den gängigen Schönheitsvorstellungen zu entsprechen?

Giovanoli: Die Frage ist, was man unter Schönheit versteht und wie man sich einem solchen Druck gegenüber verhält. Es gibt gewisse Stigmata. Wenn Sie abstehende Ohren haben, ist das zwar eine rein ästhetische Sache, doch solche Kinder werden bereits im Kindergarten gehänselt.

Da finden Sie es sinnvoll, chirurgisch einzugreifen?

Giovanoli: Wenn es den Patienten stört, ja. Abstehende Ohren kann man leicht korrigieren.

Wie gehen Sie mit Patienten um, die sich operieren lassen wollen, obwohl sie keine offensichtlichen gesundheitlichen oder ästhetischen Makel haben?

Giovanoli: Es kann sein, dass solche Personen an einer Körperbildstörung (Dysmorphophobie) leiden. Das ist eine psychiatrische Erkrankung. Das sollte man erkennen. Ein Hinweis darauf ist, dass sie bereits bei verschiedenen Schönheitschirurgen waren und nie zufrieden sind mit dem Ergebnis. Zudem wollen sie immer etwas Neues.

Michael Jackson war wahrscheinlich so ein Fall.

Giovanoli: Genau. Und es wurde immer schlimmer: Er hat sich von einem schwarzen Jungen zu einer weissen Frau gewandelt. Heute sehen wir viele Patienten mit Tattoos und anderen Eingriffen in den Körper wie Piercings oder gespaltenen Zungen.

Ist das auch krankhaft?

Giovanoli: Was ist krankhaft? Es geht auch darum, auszureizen, was schön ist. Das kann krankhafte Züge annehmen. Lolo Ferrari beispielsweise hatte Brüste mit drei Litern Silikon.

Wie gehen Sie damit um, wenn Sie sehen, dass ein Patient eine Körperbildstörung hat – schicken Sie ihn zum Psychiater?

Giovanoli: Ich mache sie darauf aufmerksam, dass der Wunsch, den sie haben, nicht zu dem passt, was schon da ist und was sinnvoll erreicht

und nicht mehr nachvollziehbar ist, weshalb jemand etwas verändern will. Der Schönheitswahn hat manchmal auch mit dem Beruf zu tun, etwa bei Verkäufern, die jugendlich aussehen wollen, weil das bei den Kunden besser ankommt. Das Gute daran ist, dass man sich mehr um den Körper kümmert.

Wir haben Michael Jackson erwähnt. Auch sonst führen uns die Schönen und Reichen ja immer wieder vor, wie entstellend Schönheitschirurgie sein kann. Was läuft schief, wenn es schlecht rauskommt?

Giovanoli: Man sollte nicht versuchen, die Persönlichkeit zu verändern.

Ist das auch ein Kriterium, wenn Sie selbst operieren?

Giovanoli: Ja. Mit einem Facelifting kann man beispielsweise erreichen, dass jemand zehn Jahre jünger aussieht, aber nicht, dass er optisch ein anderer Mensch wird.

Welche chirurgischen Eingriffe verändern eine Person?

Giovanoli: Wenn man zu stark eingreift: Katzenaugen sind ein Beispiel, oder wenn im Gesicht zu viel Fett eingespritzt wird. Das wirkt dann aufgedunsen. Bei Courtney Love etwa wurde des Guten zu viel getan.

Ist das aus Ihrer Sicht ein Pfuscher?

Giovanoli: Die Frage ist, ob gefpuscht wird oder im Auftrag der Patientin das getan wird, was sie verlangt.

Wenn Sie operieren, kann es auch einmal nicht so herauskommen, wie die Patientin, der Patient sich das vorstellt. Wie gehen Sie damit um?

Giovanoli: Das ist eine Frage der Aufklärung und des Behandlungsvertrags. Ich muss meine Patienten so informieren, dass sie sich für das Für oder Wider entscheiden können. Sie müssen wissen, was sie erwartet, etwa dass es bei einer Brustreduktion Narben gibt, die etwa ein halbes Jahr etwas gerötet sind. Und ich muss mir sicher sein, dass ich ihre Erwartungen erfüllen kann.

Können Sie voraussagen, wie es nachher aussehen wird?

WAS SCHÖN IST ...

Ein wiedergefundenes Lächeln

Schönheitsoperationen können sinnvoll sein, wenn sie einen Makel beseitigen oder eine Funktion wiederherstellen – etwa wenn Menschen mit einer Gesichtslähmung wieder lächeln können.

werden kann. Aber die Patienten lassen sich das nicht gerne sagen. Dann müssen wir abklären, ob eine psychotherapeutische Begleitung sinnvoll wäre.

Haben Sie viele solche Patienten?

Giovanoli: Nein, aber wir haben eine ästhetische Sprechstunde, wo wir auch Botulinum-Toxin-A-Spritzen (kurz Botox) anbieten. Da kommen zum Teil Leute mit solchen Problemen. Und Kollegen schicken gelegentlich solche Fälle zu uns und bitten um unsere Meinung.

Wo ist die Grenze zwischen dem weit verbreiteten Schönheitswahn und einer krankhaften Körperbildstörung?

Giovanoli: Eine Körperbildstörung ist wie eine Sucht, bei der die Relationen nicht mehr stimmen



Markus Raetz: **Ein holländischer Schneeberg**, 1979

Zum Thema Schönheit wäre es ein Leichtes, Bilder von Blumen, Landschaften und schönen Menschen zusammenzustellen. Aber das wäre ja keine Kunst! Dieser Schneeberg ist eine schöne Ausnahme, er ist nämlich holländisch, von Markus Raetz aus einem Papiertaschentuch geknüllt, gegen den wolkigen Himmel gehalten und auf Polaroid gebannt. *Fanni Fetzer*

Giovanoli: Bei gewissen Eingriffen geht das gut, bei anderen weniger. Beim Facelift kann man einfach die Gesichtshaut etwas zurückziehen und sieht in etwa, wie es danach aussieht. Und wir haben eine grosse Fotodokumentation, mit der wir zeigen können, wie es vorher und danach aussieht. Ich zeige allerdings nicht so gerne Fotos, weil jeder Fall individuell ist, deshalb ziehe ich schematische Darstellungen vor oder zeichne.

Kann eine Operation die Persönlichkeit verändern?

Giovanoli: Bei der Gesichtslähmung oder Nasenkorrekturen ist es so. Allerdings ist jemand, der sich mit einer schiefen Nase akzeptieren kann, ein besserer Kandidat für eine Operation als jemand, der sich sagt: Erst wenn ich die Nase operiert habe, werde ich mich vertrauen, rauszugehen. Doch man kann nicht jeden psychotherapeutisch behandeln lassen, bevor man ihm sagt: Du hast die Nasenoperation «verdient». Wir können Menschen auch helfen, in ihrem Leben wieder Fuss zu fassen, beispielsweise mit einer Geschlechtsangleichung, wenn sich ein Mann als Frau fühlt oder umgekehrt. Heilen können wir diese Personen aber nicht, der Transsexualismus ist eine Persönlichkeitsstörung.

Sie selber sind Plastischer Chirurg, machen aber auch Ästhetische Chirurgie. Bei den Schönheitschirurgen hat man das Gefühl, es gehe vor allem ums Geld. Wie stehen Sie der industriellen Schönheitschirurgie gegenüber?

Giovanoli: Wenn jemand das gut und seriös macht, ist das legitim. Wenn die Balance stimmt zwischen dem Machbaren und dem Wünschbaren und jemandem sinnvoll geholfen werden kann, habe ich nichts dagegen.

Können Sie sich vorstellen, eine zweite Karriere als Schönheitschirurg zu machen?

Giovanoli: (lacht) Viele der guten Ästhetischen Chirurgen haben als Rekonstruktive Chirurgen angefangen und waren sehr erfolgreich. Doch mich interessiert das im Moment nicht. Ich bin froh, dass ich hier eine Professur habe, und mich interessiert die Ausbildung junger Chirurginnen und Chirurgen.

«Parker weiss, was schmeckt»

Den «guten Geschmack» an sich gibt es nicht, sagt Jörg Rössel. Er hängt davon ab, wer definiert, was schön und gut ist. Das gilt für den Wein genauso wie für die Kultur. Mit dem Soziologen sprach Thomas Gull.

Herr Rössel: Trinken Sie gerne Wein?

Jörg Rössel: Ja, gelegentlich

Wie entscheiden Sie, welche Weine Sie trinken?

Rössel: Seitdem wir dieses Weinprojekt gemacht haben, bin ich etwas gelassener. Ich entscheide aufgrund von Expertenbewertungen. Ich schaue, wie ein Wein bewertet und welches Preis-Leistungs-Verhältnis ihm attestiert wird. Dann probiere ich ihn aus.

Sie entscheiden nicht aufgrund Ihres eigenen Geschmacks, sondern aufgrund der Meinung anderer?

Rössel: Ja. In den meisten Fällen stelle ich fest, dass die Bewertung passt.

Sie sagten, Sie seien gelassener seit Ihrem Weinprojekt. Worum ging es da?

Rössel: Wir haben uns die Preisbildung auf dem Weinmarkt angeschaut. Dabei nahmen wir an, dass Qualitätsvorstellungen die Grundlage dafür bilden, wie Preise entstehen.

Der gute Wein ist auch der teure Wein?

Rössel: Für die Ökonomen ist klar: Die vermutete Qualität des Weins ist der wichtigste Faktor bei der Preisbildung.

Können Sie diese Annahme bestätigen?

Rössel: Nein. Das scheint nur sehr begrenzt der Fall zu sein. Wie Studien mit Blinddegustationen zeigen, korrelieren Preis und Qualität nicht stark miteinander – die teureren Weine werden im Blindtest nicht besser bewertet als die günstigeren.

Das heisst: Die Gleichung Qualität gleich Preis stimmt nicht?

Rössel: Zumindest besteht kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Qualitätszuschrei-

bung der Verkoster und dem Preis. Ein schönes Experiment wurde mit Schaumwein durchgeführt. Dabei wurden zwei Merkmale miteinander gekreuzt: eine Champagnerflasche und eine Freixenetflasche und ihr Inhalt. Am besten bewertet wurde der Freixenet in der Champagnerflasche. Das heisst: Das Äussere spielt offenbar eine sehr wichtige Rolle. Und unser Geschmacksurteil ist in extrem hohem Masse davon abhängig, was wir vorher über das Getränk wissen.

Wenn es nicht der Geschmack an sich ist, was macht denn sonst das Prestige und den Preis des Weins aus?

Rössel: Bestimmte Zeichen lösen bei uns bestimmte Reaktionen aus. Wenn wir die Champagner- und die Freixenetflasche sehen, ist für uns klar: Der Champagner muss besser sein. Es gibt viele Experimente, die zu ähnlichen Ergebnissen kommen.

Das heisst, was gut ist und was nicht, ist kulturell definiert und hat nichts mit dem Produkt an sich zu tun?

Rössel: In sehr starkem Masse, würde ich behaupten. Offenbar spielen die chemischen und sensorischen Eigenschaften des Weins eine untergeordnete Rolle bei der Beurteilung.

Sie arbeiten mit Pierre Bourdieus Theorie der sozialen Felder, die umkämpft sind. Dabei geht es um die Deutungsmacht darüber, was schön und gut ist. Wer beispielsweise durchsetzen kann, dass sein Wein als gut eingeschätzt wird, erzielt dafür einen besseren Preis.

Rössel: Oft schliessen sich die Hersteller zusammen mit dem Ziel, bestimmte Deutungen durchzusetzen. In Deutschland beispielsweise gibt es den Verband der Prädikatsweingüter VDP. Das ist ein kleiner Verband, der aber sehr einfluss-

reich ist. Dieser Verband hat intensiv daran gearbeitet, sein eigenes Klassifikationssystem durchzusetzen. Viele der Mitglieder beteiligen sich nicht mehr an der Qualitätsweinprüfung. Das heisst, sie lassen sich nicht mehr einstufen, wie es im deutschen Weingesetz vorgesehen ist. Stattdessen haben sie ihr eigenes System entwickelt. Es ist so etwas wie eine soziale Bewegung, die versucht, die eigene Deutung durchzusetzen, was ein guter Wein ist. Sie machen das recht erfolgreich, ihre Weine erzielen höhere Preise.

Demnach geht es weniger um das Produkt an sich, als um die Macht zu definieren, was gut ist?

Rössel: Genau. Bourdieus Modell der legitimen Kultur setzt voraus, dass es Akteure gibt, die unterschiedliche Durchsetzungsmacht haben, zu definieren, was guter Wein, gute Musik oder gute Kunst ist. Wichtig ist aber auch, dass diese Definition in Institutionen umgesetzt wird. So wird das Zürcher Opernhaus mit kantonalen Mitteln subventioniert, das Konzert der Rolling Stones aber nicht. Interessant ist dabei, dass die dominante Wahrnehmung selbst von jenen akzeptiert wird, die nicht den gleichen Geschmack haben.

Wie erringt man die Definitionsmacht über das Schöne und Gute?

Rössel: Wichtig ist, als Organisation dauerhaften Einfluss zu bekommen, denn am Ende geht es um politische Entscheidungen: Wem wird vom Staat zugesprochen, dass er guten Wein oder gute Kultur macht?

Das Ringen um den guten Geschmack als politische Auseinandersetzung?

Rössel: Das ist sicher so. Doch neben der Politik gibt es auch andere Diskursarenen, in denen über den guten Geschmack gestritten wird. Wenn wir beim Wein bleiben, sind es viele Akteure, die diskutieren, was guter Geschmack sein könnte: Winzer, Weinexperten, die Medien oder Institutionen wie Verbände, die definieren, was gut ist. Dazu gehören Weinkritiker wie Robert Parker, der auch in der Literatur über Wein sehr einflussreich ist. Es gibt den «Parker-Effekt» – wenn Parker Weine gut bewertet, erzielen diese höhere Preise. Die «Parkerisierung» führt beispielsweise dazu, dass in Frankreich die Winzer die Weine so produzieren, wie sie von Parker geschätzt werden.

Weshalb hat Parker eine solche Definitionsmacht über den guten Geschmack?

Rössel: Parker hat eine Bewertungsskala entwickelt, die ganz klar ist und die Weine mit Punkten benotet. Der Wein mit 92 Punkten muss besser sein als jener mit 88. Und er hat einen bestimmten Stil geprägt, der vor allem im angelsächsischen Raum gut angekommen ist.

Wenn verschiedene Akteure definieren, was guter Geschmack ist – Experten, Medien, politische Institutionen, wird man da als Konsument nicht bevormundet? Haben wir einen eigenen Geschmack, oder rennen wir einfach den Gurus nach?

Rössel: Konsumenten sind als Einzelpersonen weniger mächtig als etwa Parker, aber als Masse spielen sie eine Rolle. Ich vermute, dass jene Akteure bei den Konsumenten auf Resonanz stossen, die allgemeinere kulturelle Entwicklungen aufgreifen.

Was heisst das?

Rössel: Etwa die Vorstellung, dass Lebensmittel authentischen Charakter haben müssen. Das ist ähnlich wie beim authentischen Kunstwerk.

Der Winzer als Künstler?

Rössel: Genau. Das scheint eine gute Resonanz zu haben mit anderen kulturellen Entwicklungen.

Die Vorstellung, was guter Geschmack ist, verändert sich. Mode von früher finden wir heute ja zum Teil ziemlich grässlich.

Rössel: Moden verändern sich über dosierte Diskrepanz. Es gibt keine grossen Brüche, wenn man von einem Jahr zum anderen schaut. Trotzdem müssen die Modemacher Distanz aufbauen zu dem, was existiert, sonst produzieren sie immer das Gleiche. Gleichzeitig muss die neue Mode für die Konsumenten und jene, die sie bewerten, resonanzfähig bleiben.

Was uns rückblickend als radikal anders erscheint, etwa in der Kunst, ist schrittweise erfolgt?

Rössel: Bourdieu würde einen anderen Standpunkt einnehmen und sagen: Künstler und kreative Personen ganz allgemein sind am interessantesten, wenn sie sich am markantesten vom jeweiligen Istzustand absetzen. Das Problem dabei ist:

Auch als Kreativer kann man sich nicht zu weit absetzen und muss anschlussfähig bleiben. So gab es Künstler, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts schon so etwas wie Konzeptkunst entwickelten. Doch dafür war es noch zu früh, Konzeptkunst wurde erst im 20. Jahrhundert salonfähig.

Mode kommt aus der Mode. Andere Dinge scheinen immer als schön empfunden zu werden. Die Kunst der Renaissance etwa. Gibt es das essenziell Schöne und das ephemere Schöne?

Rössel: Es gibt eine biografische Entwicklung der Unterschiede. Mit der Kleidermode gehen die meisten biografisch weiter und bleiben nicht bei der Mode der 1970er-Jahre. Das heisst, Mode ist eher ein ephemeres Phänomen. Bei der Musik ist es schon anders: Die Musik, mit der man aufgewachsen ist und die man gut fand, hört man auch später noch.

Wir gehen heute ans Rolling-Stones-Konzert wie vor vierzig Jahren?

Rössel: Genau. Es gibt also Unterschiede zwischen den kulturellen Feldern. Das gilt wohl auch für längere historische Perspektiven. Wenn wir etwa die physische Attraktivität anschauen, so gibt es offenbar Kriterien, die für alle Menschen überall gelten. Es gibt Dinge, die wir alle schön finden, dazu gehören etwa symmetrische Gesichter und bestimmte Körperformen. Das wird in allen Gesellschaften als attraktiv wahrgenommen.



Zur Person:

Jörg Rössel (46) ist Direktor des Soziologischen Instituts der Universität Zürich. Er beschäftigt sich unter anderem damit, wie Wertesysteme und Geschmacksmuster entstehen und strukturiert sind.

Kontakt: Prof. Jörg Rössel, roessel@soziologie.uzh.ch

Gibt es auch bei Kunst oder Musik so etwas wie überzeitliche Schönheitsvorstellungen?

Rössel: Da muss ich passen. Es geht wohl eher um kulturelle Traditionen. Wir im Westen sind mit einer musikalischen Tradition gross geworden, die Musik in einem bestimmten Notensystem kodifiziert. Wenn wir indische oder nordafrikanische Musik hören, klingt das ungewohnt für uns. Das Gleiche gilt allerdings für Kirchentonsarten aus dem Mittelalter.

In verschiedenen Gruppen der Gesellschaft gelten unterschiedliche Dinge als schön. Gibt es den sogenannten guten Geschmack überhaupt noch?

Rössel: Geschmacksunterschiede gibt es, und die sind relativ stabil. Die Frage ist: Wie ist das Verhältnis zwischen den unterschiedlichen Geschmäckern? Leute, die heute aus der Kneipe kommen und Operngänger sehen, haben keinen grossen Respekt mehr vor ihnen, sondern finden sie eher lustig oder ignorieren sie einfach. Deshalb hat der Soziologe Gerhard Schulze die These aufgestellt, die Vorstellung einer gesamtgesellschaftlichen Hierarchie des guten Geschmacks gebe es nicht mehr. Ich vermute eher, dass die Hierarchie erodiert ist, es aber immer noch Restbestände gibt. Dazu gehört, was finanziert wird und was nicht. Oder was wir in der Schule lernen. In der Schule lesen wir eher Max Frisch als Stephen King. Wobei sich auch das verändert.

Die Jugendkultur grenzt sich oft ab von dem, was in der Schule vermittelt wird. Wie entwickeln die Jugendlichen ihren eigenen Geschmack?

Rössel: Wenn es darum geht, wie Geschmack entsteht, kommt vor der Schule das Elternhaus. Wie die Forschung zeigt, kann man sehr gut nachweisen, wie sich kultureller Geschmack von den Eltern auf die Kinder überträgt und durch das Bildungssystem noch einmal verstärkt wird. Daneben gibt es immer noch die sozialen Bewegungen, die sich vom herrschenden Bildungskanon absetzen. Auch das ist oft verwurzelt im Herkunftskontext. Wenn man sich eher bildungsnahe Jugendliche anschaut, stellt man fest: Natürlich haben sie auch ein Interesse an Populärkultur.

Wobei sich diese mit bildungsnahe Kultur vermischt, etwa indem man Hip-Hop hört und in klassische Konzerte geht. Oder, was noch interessanter ist, wenn Hip-Hop aus hochkultureller Perspektive konsumiert wird, indem man systematisch sammelt, sich informiert und einen bildungsbürgerlichen Zugang zu dieser Art von Kultur entwickelt. Das Expertentum in den Jugendszenen korreliert mit Bildung.

Was wären «hochkulturelle» Kriterien für ein Werk?

Rössel: Dass es authentisch ist, mit bestimmten Ideen versehen, innovativ und nicht einfach von

gehe, muss ich stocksteif dasitzen. Das ist ein kon-templativer, ganz angestrenzter Konsum.

Das Opernhaus Zürich hat in diesem Sommer eine seiner Aufführungen auf Grossleinwand projiziert. Das kam gut an. Interessant war, dass der Opernhausdirektor dazu (sinngemäss) sagte: Das sollte sich nicht einbürgern. Was wir machen, soll weiterhin elitär sein. Plebs darf mal schauen. Aber der Kreis bleibt klein. Er hat für sich die Hochkultur reklamiert, die von Ausnahmen abgesehen nur den Auserwählten vorbehalten bleibt.

Rössel: Das amerikanische Beispiel würde in eine andere Richtung deuten. Ob das Elitäre gepflegt wird, hängt von der Ressourcenausstattung und der Konkurrenz ab. Wenn viele Ressourcen verfügbar sind und es wenig Konkurrenz gibt, dann ist es relativ leicht, solche Standards aufrechtzuerhalten. Wenn weniger Geld vorhanden und die Konkurrenz grösser ist, muss man sich stärker am Publikum orientieren.

WAS SCHÖN IST ...

Die richtige Etikette

Ob ein Wein als gut bewertet wird, hängt nicht in erster Linie von seinen geschmacklichen Qualitäten ab, sondern von der Etikette.

der Stange. Ein Beispiel dafür ist der Film: In den 1930er-Jahren wurde der Film in den USA als reines Unterhaltungsmedium angesehen. Mit der Zeit hat sich diese Wahrnehmung verändert: Heute gibt es den Autorenfilm, und der Regisseur wird als Künstler betrachtet und ist nicht mehr nur Hersteller eines Unterhaltungsprodukts.

Verwischen sich die Grenzen zwischen Pop- und Hochkultur immer mehr – selbst die «NZZ» schreibt heute über Popkonzerte?

Rössel: Das stimmt zwar, doch die «NZZ» schreibt im internationalen Vergleich heute noch extrem wenig über Populärkultur, wie eine meiner Studentinnen in ihrer Masterarbeit gezeigt hat. Die Berichterstattung in den Medien ist ein Indikator, dass die Grenzen fließender werden. Ein weiteres Beispiel sind «Die drei Tenöre», die Populärkultur und Hochkultur vermischten.

Inwiefern übernehmen auch etablierte Kulturbetriebe solche Modelle?

Rössel: In den USA gibt es die Sommerkonzerte, die im Freien bei einem Picknick genossen werden können. Wenn ich bei uns in die Tonhalle

Zum Schluss: Ist der Akt, etwas Neues als schön zu etablieren, ein Akt der Subversion?

Rössel: Wer kreativ ist, muss sich von bestehenden Orthodoxien, die früher vielleicht einmal Avantgarden waren, abgrenzen. Das muss sich allerdings nicht zwangsläufig gegen gesellschaftliche Hierarchien richten. Das hat sich aus meiner Sicht entkoppelt: Was künstlerisch innovativ ist, muss nicht gesellschaftlich subversiv sein.



Helmut Federle: **Song for Golgatha II (Hiroshima)**, 2004–2010

Das Erhabene? Eine Explosion? Gewalt, Herrlichkeit, Energie und Erleuchtung! Helmut Federles Kraft zeigt sich in vielen seiner Bilder, aber dieses ausserordentliche Gelb weckt hier in extremer Weise Assoziationen zu Religion, Musik und Krieg. «Song for Golgatha II (Hiroshima)» thematisiert den Zorn eines Liebenden, der keine Gleichgültigkeit kennt und gerade deshalb polarisiert. *Fanni Fetzer*



Philipp Guston: «Ostia» – Roma, 1971

Wer Philipp Gustons Werk nicht kennt, sieht zwischen abstrakten Formen einen Springbrunnen, der rosa Wasser speit. Was für liebliche Farben! Wem sein Werk hingegen vertraut ist, kann die amorphen Formen nicht anders denn als amputierte Gliedmassen und versehrte Körper lesen. In dieser Uneindeutigkeit liegt die Anziehung dieses Gemäldes, das gemäss Titel einen römischen Park mit Ruinen zeigt. *Fanni Fetzer*

«Mahlers Sehnsucht»

Das Schöne hat seine Unschuld verloren, sagt Hans-Joachim Hinrichsen. Im 18. Jahrhundert galt es als Appell an die Menschlichkeit, im 20. Jahrhundert geriet es unter Ideologieverdacht. Mit dem Musikwissenschaftler sprach Roger Nickl.

Herr Hinrichsen, heute werden klassische Musikerinnen und Musiker wie Topmodels inszeniert und vermarktet. Muss man schön sein, um heutzutage im Klassikgeschäft erfolgreich zu sein?

Hans-Joachim Hinrichsen: Nein, aber es ist natürlich schön, wenn jemand schön ist. Vielleicht kann man sagen, das Auge hört mit. Die Künstler stehen ihrem Selbstverständnis nach aber immer noch im Dienst der Sache. Die Musik, die sie präsentieren, soll schön sein, und nicht die Person, die sie präsentiert. Die schöne Inszenierung in der Klassik, wie sie heute üblich ist, wurde von der Popkultur übernommen.

Klassische Musiker werden heute als Popstars verkauft.

Hinrichsen: Genau, das ist das Vorbild. Danach richten sich die Plattenfirmen. Dass die Klassik-Tonträgerindustrie nach der Pfeife der Popindustrie tanzt – und nicht umgekehrt, das wäre vor 50 Jahren nicht denkbar gewesen. Da ist die Deutungsmacht in andere Hände übergegangen.

Schaut man sich heute die Konzertprogramme an, so liegen die Schwerpunkte bei Bach, Mozart, Beethoven. Was der Grossteil des klassischen Publikums schön zu finden scheint, wurde im 18. und 19. Jahrhundert komponiert. Was macht die Werke der Klassik und der Romantik so attraktiv?

Hinrichsen: Das ist eine antrainierte Hörgewohnheit. Geschmack ist eine historisch formbare Sache. Der Geschmack des durchschnittlichen Musikkonsumenten – und das sage ich ganz unverächtlich – konzentriert sich auf die Musik des 19. Jahrhunderts, weil sie als Inbegriff des Schönen und Verständlichen gilt. Das endet für viele bei Bruckner, Brahms und allenfalls noch Mahler. Der eigentliche Schritt ins 20. Jahrhundert, wo

Musik vielfach mit Gewohnheiten gebrochen hat, wird nicht gemacht. Schönberg hat etwa die Tonalität verabschiedet, Strawinsky hat mit der Symmetrie der Taktmetrik gebrochen. Das war die Aufkündigung der musikalischen Grammatik und Syntax, die man noch verstanden hatte.

Was macht denn Mozart, Beethoven oder Brahms so schön?

Hinrichsen: Im Hintergrund spielen da wahrscheinlich viele Missverständnisse mit. Denn die Musik von Beethoven bis Brahms ist weit weniger schön, als man gemeinhin denkt. Sie nur schön zu finden, verharmlost die Musik auch ein Stück weit.

Wieso wird sie denn als schön empfunden?

Hinrichsen: Der Musik liegt von Haydn und Mozart bis Beethoven und zum späten Brahms, Bruckner und Mahler ein einheitlicher Sprachcode zu Grunde. Er dreht sich um die tonale Dur- und Moll-Harmonik, die man versteht. Das ist eine unglaubliche künstlerische Sublimierung dessen, was wir aus der Volksmusik kennen. Das Komponieren ist bis zum Ende des 19. Jahrhunderts mit bestimmten Regeln verbunden, wie man mit dem Tonmaterial umgeht: Drei- und Vierklangharmonik, das Setzen von Dissonanzen und ihre Auflösung, das kann alles vom Publikum nachvollzogen und genossen werden. Es gehört insofern zum Musikalisch-Schönen. Selbst wenn es von der Absicht her in Richtung des Erhabenen, des Grossartigen und Heroischen überschritten wird. Im 20. Jahrhundert wird mit diesen Regeln radikal gebrochen.

Ist die Wahrnehmung des Schönen in der Musik eine individuelle Geschmacks- und Bildungsfrage, oder gibt es auch objektive, überzeitliche Schönheitskriterien?

Hinrichsen: Ich glaube nicht, dass es überzeitliche Kriterien gibt. Es gibt immer wieder Studien, die zeigen wollen, dass weltweit in verschiedensten Kulturen Menschen am positivsten auf Dreiklangsharmonik reagieren, auf Konsonanzen statt auf Dissonanzen. Ich bin da sehr skeptisch. Sobald wir den europäischen Kulturraum verlassen, haben wir es beispielsweise mit ganz anderen Tonleitern zu tun. Und mit einer ganz anderen Art der Musikkultur. Global gesehen ist die westliche Musikkultur eine Spezialität.

Weltmusik, Neue Musik, Jazz, Pop und Rock: Wir werden heute mit ganz unterschiedlichen Musiken konfrontiert: Verändert sich damit auch unser Ohr? Werden heute etwa Dissonanzen weniger dissonant wahrgenommen als früher?

Hinrichsen: Da gibt es wahrscheinlich schon einen Gewöhnungseffekt. Wir müssen uns aber darüber klar sein, dass auch die Musik des 17. und 18. Jahrhunderts sehr dissonant sein kann. Die Gesamtschönheit der Musik ergibt sich im Grunde erst aus dem integralen Erlebnis von Spannung und Auflösung, Dissonanz und Konsonanz. Damit arbeiteten schon die Komponisten der Renaissance. In dieser Zeit entsteht unsere Tonsprache. Sie bildet die Grundlage für die Ver-



Zur Person:

Hans-Joachim Hinrichsen (62) ist Professor für Musikwissenschaft an der Universität Zürich. Zu seinen Forschungsgebieten gehören die Musikgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, die Geschichte der Musikästhetik und die Geschichte der musikalischen Interpretation. Jüngste Buchpublikationen: Franz Schubert (Verlag C. H. Beck, München 2011, 2. Auflage 2014); Beethoven: Die Klaviersonaten (Verlag Bärenreiter, Kassel 2013).

Kontakt: Prof. Hans-Joachim Hinrichsen, hjhinrichsen@access.uzh.ch

ständigkeit. Es wäre aber falsch, diese Gegensätze mit den Begriffen von schön und hässlich zu paaren. Schönheit ist ein Überbegriff, in dem das scheinbar Hässliche ganz planvoll und intelligent integriert ist.

Sie haben vorhin das Schöne mit dem Harmlosen in Verbindung gebracht. Ist das Schöne denn harmlos?

Hinrichsen: Nein, überhaupt nicht. Das Schöne an und für sich ist ein komplexes, historisch bedingtes Phänomen. In der idealistischen Ästhetik des 18. Jahrhunderts kommt die Schönheit als alles entscheidende Kategorie auf den Tisch. Bei Schiller etwa ist sie überhaupt keine harmlose, sondern eine tieferste Sache. Das Schöne ist ein Appell, sich des eigenen Menschseins, der eigenen Humanität zu besinnen und diese auch zu verwirklichen. Das Schöne hat also Appellcharakter und ist eine durchaus kritische Kategorie. Es ist daher auch eine Utopie, die bis heute nicht vollständig erloschen ist.

Mozart und Beethoven gefallen, die Neue Musik tönt dagegen für viele Ohren hässlich und unverständlich. Hat der Sinn für Schönheit bei heutigen Komponisten abgedankt?

Hinrichsen: Im 20. Jahrhundert ist das Schöne unter Ideologieverdacht geraten. Das fängt schon vor 1900 an, als jüngere Komponisten begannen, nicht mehr planvoll schön zu schreiben. Richard Strauss ärgerte sich darüber, wenn Kritiker in seinen Werken den Schönklang fanden. Den suchte er gerade eben nicht.

Er wollte provozieren, auch auf dem Hintergrund politischer Programme hässlich und dissonant schreiben. Natürlich immer im Verhältnis zum Schönklang. Er wollte das Überschreiten der Grenze riskieren. Die Schönheit war nicht mehr die beabsichtigte Zentralkategorie.

Schönheit wird im 20. Jahrhundert zum Weihrauch, der die Sinne vernebelt?

Hinrichsen: Das Merkwürdige ist, dass bei Schiller und bei Hegel Schönheit noch ganz nahe mit der Wahrheit zusammengedacht wurde. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist das aufgebrochen und wird fast ins Gegenteil verkehrt. Es ist das

Zeitalter der Industrialisierung und Technisierung, der maschinellen Kriege und der Massenvernichtung. Das Schöne ist dann nicht mehr das Wahre und gilt nur noch als affirmativ.

Hat das Schöne angesichts von Krieg und Schrecken ausgedient?

Hinrichsen: Ja, irgendwie schon. Dahinter stehen natürlich eine riesige Enttäuschung und ein grosser Schock. Deshalb werden andere ästhetische Kategorien wie das Erhabene, das zwar zuvor immer mit dem Schönen zusammengedacht wurde, wichtig. Das Erhabene ist nicht mehr einfach schön. Es überwältigt und erschreckt. Das Erhabene war bereits im 18. Jahrhundert das Experimentierfeld für Künstler, die die Grenzen des Schönen zu überschreiten versuchten.

In der klassischen Musik des 20. Jahrhunderts scheint es ein eigentliches Schönheitsverbot zu geben. Hat sich das mittlerweile geändert?

Hinrichsen: Ja, es gibt eine neue Offenheit. Diese sehr ideologische Phase, in der ausgetestet wurde, was man im Bereich des Hässlichen ris-

die Berührungängste von Komponisten im Umgang mit dem Schönen weiter nachgelassen.

Wo sehen Sie das?

Hinrichsen: Ein Beispiel von vielen ist der deutsche Komponist Wolfgang Rihm. Er schreibt viele Stellen, die auch schön sein sollen. Wie gesagt, spielt aber der Kontext, in dem das Schöne auftritt, immer eine Rolle.

Das kontextlose, nur Schöne wäre Kitsch?

Hinrichsen: Ja, das stünde wohl unter Kitschverdacht. Heute gehört dazu, dass das Schöne als Schönes mit seiner ganzen Geschichte immer reflektiert werden muss. Ein voraussetzungsloses Schönes gibt es nicht mehr. Das Schöne hat seine Unschuld verloren. Aus diesem Paradies sind wir vertrieben – das hat bereits Kleist sinngemäss so formuliert. Wir können das Schöne nicht mehr naiv und unschuldig geniessen, weil wir dann viele Aufgaben, die vor uns liegen, vergessen und verdrängen. Aber als vielleicht auch plagende Erinnerung an etwas, das einmal utopisch da war, ist es weiterhin präsent und darf sich ausbreiten.

WAS SCHÖN IST ...

Dissonanz und Konsonanz

Die Gesamtschönheit von Musik ergibt sich aus dem Erlebnis von Spannung und Auflösung, Dissonanz und Konsonanz. Damit arbeiteten schon die Komponisten der Renaissance.

kieren kann, reicht etwa bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus. Eine neue Tendenz im Umgang mit dem Schönen kann man aber bereits zuvor, etwa bei Gustav Mahler, feststellen. Mahlers Musik tritt zu ihren eigenen schönen Stellen in Distanz und zelebriert sie so. Das Schöne wirkt wie ein in die Ferne der Vergangenheit entschwindendes Ideal. Dieser Ton weckt sehnsüchtige und auch traurige Gefühle. So wird das Schöne im 20. Jahrhundert in vielen Zusammenhängen behandelt. Es ist eine Erinnerung an das, was Schiller mit dem Schönen als Utopie verband. So gesehen ist es wie ein Stachel im Fleisch der Musik des 20. Jahrhunderts. Neuerdings haben

Es stellt sich ja immer die Frage, was denn eigentlich schön ist an der Musik. Sind es die schönen und positiven Gefühle, die sie bei uns auslöst – Harmonie, Freude, Euphorie –, oder ist es die Schönheit der Komposition, der musikalischen Struktur?

Hinrichsen: Diese Frage lässt sich nicht eindeutig beantworten. In der Tat gibt es ja nicht nur die sinnlich unmittelbar berührende Schönheit, sondern auch die viel abstraktere Schönheit der Form, der Struktur, der Proportionen. Musik ist immer eine spezielle Kunstform gewesen und wurde auch immer als solche wahrgenommen. Sie hatte es schwer, in das System der Künste zu gelangen, weil sie weder etwas darstellt, noch abbildet, noch sagt. Das traute man nur der Literatur und der bildenden Kunst zu. Im 18. Jahrhundert war zum Beispiel das Paradigma der Naturnachahmung entscheidend. Das konnte man auf die Musik kaum anwenden. Bis jemand auf die Idee kam, dass Musik vielleicht Gefühle nachahmt. Oder vielleicht darstellt. Man war sich da nie so sicher. Was also «das Schöne» der Musik ist und ihren spezifischen

Kunstcharakter begründet, ist immer wieder Gegenstand des Nachdenkens gewesen.

Wer sagt denn eigentlich heute, was in der klassischen Musik schön oder hässlich ist?

Hinrichsen: Damit verbunden ist die schwierige Frage, was heute ins Repertoire kommt, weil es eben schön ist. Oder was kanonisiert wird, weil es bedeutend ist. Massgebend waren und sind in dieser Hinsicht die Intendanten, die darüber entscheiden, was auf die Opernbühne oder in den Konzertsaal kommt. Im 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert waren auch die Wissenschaft und die Musikkritik sehr einflussreich. Die Musikkritik existiert heute immer noch, sie ist aber weitgehend nur noch Aufführungskritik. Bis 1950 wurden von Musikkritikern noch Neuerscheinungen besprochen, und sie legten dem Publikum dar, weshalb etwas gut oder schlecht, schön oder hässlich ist. Das gibt es heute fast nicht mehr. Uraufführungen werden kaum mehr ausführlich besprochen. Und uraufgeführte Werke gehen in der Regel nicht ins Repertoire ein, sondern verschwinden oft genug wieder.

Sind es heute ökonomische Gründe, die darüber entscheiden, welche Werke aufgeführt werden?

Hinrichsen: Die Ökonomie spielt eine riesige Rolle, denn Musik muss sich auch verkaufen. An den diesjährigen Zürcher Festspielen wurden aber auch Werke von Komponisten des 20. Jahrhunderts wie Schönberg, Berg, Webern oder Nono aufgeführt, und das Publikum ist in Scharen gekommen. Ich glaube, dass die Programmierer generell mehr riskieren könnten. Es ist genug Offenheit da. Oft besteht der Fehler darin, dass die Verantwortlichen in vorausweisendem Gehorsam schon zu wissen meinen, wie das Publikum reagiert. Da würde ich mir etwas mehr Risikobereitschaft wünschen.

«Das Schöne macht glücklich»

Eine elegante Formulierung kann schön sein wie ein Sonnenaufgang. Und wer Nonsense mag, hat gern Jazz. Willibald Ruch erklärt, weshalb wir den «Sinn fürs Schöne» pflegen sollten. Mit dem Psychologen sprach Claudio Zemp.

Herr Ruch, was haben Sie heute Schönes erlebt?

Willibald Ruch: Heute früh habe ich einen Aufsatz gelesen, der mich durch die Schönheit seiner Argumentation beeindruckte. Das erinnert mich an den Anfang meiner Faszination für die Psychologie. Als Jugendlicher war ich begeistert von Musik. Als ich dann die klassische Gitarre zur Seite stellte und zu studieren anfang, erlebte ich etwas, das ich gar nicht einordnen konnte: Ich sass in einer Vorlesung und war fasziniert, wie elegant mein Professor formulierte. Es war elektrisierend, ich habe jeweils gespannt auf das letzte Wort gewartet, das den Satz abschloss. Das Gefühl war für mich wie der Anblick eines Sonnenaufgangs. Das zeigt mir, dass wir empfänglich sind für die Schönheit von Exzellenz.

Sollte man sich bewusst auf das Schöne besinnen?

Ruch: Ja. Wenn man das systematisch tut, kultiviert man die Stärke «Sinn fürs Schöne». Das Gleiche gilt für alle 24 Stärken, die wir in der Positiven Psychologie unterscheiden – sie auszuüben, tut einem gut.

Verändert sich im Lauf der Zeit, was als schön gilt?

Ruch: Was als schön gilt, ist immer Moden unterworfen. Aber mich als Persönlichkeitspsychologen interessieren mehr die Unterschiede zwischen den Menschen. Denn es gibt solche, die empfänglicher sind für das Schöne als andere. Wir sehen zum Beispiel, dass Leute, die einen bestimmten Humor haben, auch eine bestimmte Art von Musik mögen. Wer Nonsense mag, also eine etwas komplexere Art von Humor, die mehr herausfordert, weil sie unstimmliger ist, dem gefallen eher komplexe Musikformen wie Jazz oder Klassik. Das gilt auch für die bildende Kunst: Die

einen mögen das Einfache, die anderen das Neue, Schräge, Komplexe und Fantastische.

Inwiefern tut es einem gut, wenn man das Schöne sieht?

Ruch: Darüber gibt es viele Spekulationen. Es regt uns zum Beispiel an, selbst etwas Gutes zu tun. Das zeigt die Geschichte, die ich eingangs erzählt habe. Ich war elektrisiert von der guten Vorlesung meines Dozenten und war dann völlig überrascht, als später einer seiner ehemaligen Assistenten nach einem Referat zu mir kam und mir sagte: «Du sprichst genauso wie er.» Die gute Vorlesung meines Professors hat mich demnach angespornt, es ihm gleichzutun.

Das Schöne ist also ansteckend?

Ruch: Ja, das ist der Effekt von Vorbildern.

Wie wichtig ist es für das persönliche Glück, dass man das Schöne überhaupt sieht?

Ruch: Für das eigene Wohlbefinden und für die seelische Ausgeglichenheit ist es sicherlich ganz



Zur Person:

Willibald Ruch (58) ist Professor für Persönlichkeitspsychologie an der Universität Zürich. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören neben den Charakterstärken der Humor und das Glück.

Kontakt: w.ruch@psychologie.uzh.ch

gut, das Schöne und Gute zu sehen. Der «Sinn fürs Schöne» trägt zur Lebenszufriedenheit bei. Doch andere Stärken wie Hoffnung, Liebe oder Neugier haben einen viel grösseren Einfluss. Weshalb das so ist, verstehen wir noch nicht ganz.

Also ist Schönheit nicht lebensnotwendig?

Ruch: Das Leben wäre doch sehr grau ohne sie. Alle Kulturen kultivieren den Sinn fürs Schöne. Er trägt zweifelsohne zu unserer Lebensqualität bei. Aber die messbaren Effekte sind nicht besonders stark.

Lohnt es sich trotzdem, den Sinn für das Schöne zu trainieren?

Ruch: Auf jeden Fall. In unserem Zürcher Stärken-Programm haben sich Probanden, die den Sinn für das Schöne geübt haben, danach als heiterer, glücklicher und zufriedener beschrieben. Nach dem Training war nicht nur ihre Stimmung positiver, sondern auch ihr Sinn fürs Schöne stärker als in der Vergleichsgruppe. In einer anderen Online-Studie liessen wir die Probanden jeden Abend drei schöne Dinge aufschreiben, die sie erlebt hatten. Auch hier zeigte sich: Das Glückserleben war messbar höher, und die Depressivität der Probanden sank.

Also sollte man sich vor dem Schlafengehen lieber auf die schönen Dinge besinnen, statt sich Sorgen zu machen?

Ruch: Tun Sie das! Wenn Sie sich vor dem Schlafengehen den Tag nochmal vor Augen führen und sich fragen, was Sie heute Gutes erlebt haben oder welche drei lustigen Dinge passiert sind, reduzieren Sie damit die Wahrscheinlichkeit, depressiv zu werden, und steigern Ihre Lebenszufriedenheit.

Kann man vom Schönen auch zu viel kriegen?

Ruch: Nein, ich glaube nicht. Wenn wir die Daten unserer Stärken-Fragebogen analysieren, sind die Leute umso lebenszufriedener, je ausgeprägter ihr Sinn fürs Schöne ist. Und jene, die wenig Sinn fürs Schöne haben, sind weniger zufrieden. Diese Kurve zeigt kontinuierlich nach oben, das heisst, je mehr Sinn fürs Schöne, umso besser für ihr Wohlbefinden.

Könnte der Zusammenhang auch umgekehrt sein: Je zufriedener jemand ist, desto mehr sieht er das Schöne?

Ruch: Theoretisch ja. Beim Humor können wir beispielsweise zeigen, dass das Humortraining die Wahrnehmung von Humor verbessert und gleichzeitig die Lebenszufriedenheit steigert. Wahrscheinlich ist es aber falsch, so linear zu denken. Ich stelle mir eher eine Aufwärtsspirale vor: Wenn ich eine Stärke ausübe, macht mich das zufriedener. Wenn ich glücklich bin, bin ich motivierter, die Stärke auszuüben. Und wenn ich das

WAS SCHÖN IST ...

Positiv denken

Was schön ist, liegt im Auge des Betrachters.
Doch wenn wir unseren Sinn fürs Schöne stärken, wirkt sich das positiv auf unsere Lebenszufriedenheit aus.

tue, geht es mir besser. Wir haben untersucht, wann jemand seinen Beruf als Berufung empfindet. Die Leute tun dies, wenn sie vier oder mehr ihrer zentralen Stärken bei der Arbeit ausüben können. Stärken zu haben und sie einsetzen zu können, schafft Zufriedenheit. Nur der Sinn fürs Schöne allein macht wohl nicht glücklich.

Wenn jemand das ganze Leben nur durch die rosarote Brille betrachtet, kann das Freunden auf die Nerven gehen.

Ruch: Stärken können untereinander in Konflikt stehen. Wenn zum Beispiel meine Freundin mich fragt: «Gefällt dir dieses Kleid?», steht möglicherweise meine Ehrlichkeit in Konflikt mit der Freundlichkeit, die auch eine Stärke ist. Daher ist es besser, wenn man mehrere Stärken hat und diese sich ausbalancieren.

Sie haben simple von differenzierter Ästhetik unterschieden. Ist das Gefühl denn ein anderes, wenn jemand von Kitsch begeistert ist oder von Wagner?

Ruch: Die Empfindung ist per se wahrscheinlich nicht anders. Aber es sind andere Menschen, die das als schön empfinden. Bei der Barron Welsh

Art Scale legt man Probanden Zeichnungen vor, die sich hauptsächlich in der Komplexität unterscheiden. Die einen mögen jene mit viel Informationen, die anderen nicht. Das gleiche Bild kann deshalb für die einen toll sein und für die anderen nicht. Beim Humor konnten wir das gut nachweisen. Die einen mögen einfache Schablonenwitze, andere bevorzugen andere Arten von Komik, wo Dinge passieren, die eigentlich nicht passieren können, wie etwa beim «Ministry of Silly Walks» der Comedy-Truppe Monty Python. Die gleichen Gruppen reagieren unterschiedlich, wenn jemand eine Umkehrbrille trägt, die das visuelle Feld vertauscht, indem man beispielsweise den Boden an der Decke sieht. Manche verstört das, andere fangen an, alle möglichen Bewegungen zu machen, um dieses unstimmige, schräge Gefühl zu maximieren.

Hilft es einem bei deprimierenden Erfahrungen, wenn man auf etwas Schönes zurückblicken kann?

Ruch: Darauf baut die Maltherapie. Wenn sich die Menschen, denen es nicht gut geht, mit dem Schönen beschäftigen, kann das positiv auf die Stimmung wirken. Es tut der Seele gut.

Was möchten Sie über die Wirkung des Schönen noch herausfinden?

Ruch: Eine spannende Frage wäre: Was bewirkt es im Leben von Jugendlichen, wenn man sie mehr für Kunst und das moralisch Schöne und Exzellente begeistert? Oder was tut es den Menschen Gutes, wenn sie sich mit Kunst beschäftigen? Diese Fragen wären auch relevant in der Erziehung.



Wolfgang Tillmans: **Flowerhead**, 2001

Diese Fotografie kombiniert die Leichtigkeit eines Schnapsschusses mit der Pracht von Blumen, und was genau ist jetzt nochmal mit diesen Vasen? Wolfgang Tillmans ambivalentes Bild kombiniert Vergänglichkeit mit Fragilität: Zeitgemässer lassen sich Blumen nicht inszenieren. *Fanni Fetzer*

Aufklärung ohne Aufklärung

Im Oktober 2014 werden es 230 Jahre her sein, seit Immanuel Kants berühmt gewordene «Beantwortung der Frage, was ist Aufklärung?» publiziert worden ist. Es gab Zeiten, in denen der erste Satz dieses programmatischen Textes zum allgemeinen Bildungsgut gehörte – «Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit». Kant hat diesen ersten Satz seiner Aufklärungsschrift vom Drucker gesperrt setzen lassen. Und unter den letzten Satz – er entwirft die Utopie eines Menschen, der «nun mehr als Maschine ist» – setzt Kant mit einiger Feierlichkeit Ort, Datum und seinen Namen hinzu, als ob sich die gesuchte Aufklärung als ein Vertragswerk verstünde: «Königsberg in Preussen, den 30. September 1784. I. Kant»

Längst haben wir uns daran gewöhnt, die «Aufklärung» als Realereignis in den Annalen zu rubrizieren. Wir sprechen – obwohl unsere spätmodernen Existenzweisen nicht mehr viel mit den Daseinskonditionen des 18. Jahrhunderts zu tun haben – noch immer mit Selbstverständlichkeit vom «Zeitalter der Aufklärung» und halten uns für dessen legitime Erben.

Ebenso selbstverständlich halten wir uns für aufgeklärt; vielleicht sogar für so aufgeklärt, dass wir uns wieder als abgeklärt bezeichnen müssten. Wir lassen uns zwar vom iPhone den Weg zum Bahnhof zeigen, wir haben einen Scheidungsanwalt, der unsere gescheiterte Ehe entsorgt, einen Diätberater, der unserem Übergewicht zu Leibe rückt, eine Partei, die uns die politischen Richtungsentscheidungen abnimmt, einen Banker, der unser Geld anlegt, einen Lifestyle-Berater, der unser Outfit optimiert, ein Computerprogramm, das uns aus dem Meer der schieren Unübersichtlichkeit den Traumpartner errechnet, einen Coach, der unsere Karriere auf Vordermann bringt, einen Ghostwriter, der unsere Reden schreibt, eine Bildungsreform, die uns die Lehrinhalte vorschreibt, einen Psychotherapeuten, der die Schmutzflecken unserer Seele (sofern wir denn noch eine haben) entsorgt, sowieso ein Sozialamt, dem wir die gültige Oberaufsicht über unser Geschick vertrauensvoll überantworten könnten. Und so fort. Kurz:

Wir lassen überall und an allen Orten für uns handeln, beraten, entscheiden, gar denken. Aber die wenigsten von uns würden diesen Zustand so beschreiben wollen, wie Kant ihn 1784 in der Negativformel beschrieben hat, nämlich: dass wir – trotz all der Aufklärung – noch immer nicht (oder nicht mehr) in der Lage sind, uns unseres Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen.

Und doch: Die Befindlichkeit im frühen 21. Jahrhundert ist durchwegs so, dass alles zum Geschäftsmodell geworden ist. Unsere Lebenswelten sind vollkommen monetarisiert, unsere Sehnsüchte lassen sich in Kostenmodelle transferieren, und die noch immer modische Neurobiologie hat die Anthropologie als Kontokorrent reformuliert. Kürzer: Wir selbst mit all unseren Bedürfnissen sind zu Betriebsmodellen geworden, zu berechenbaren Objekten im Meer der Triebmöglichkeiten. Wer aber meinen wollte, es sei dies eine neue Situation, sozusagen eine Daseinsbefindlichkeit der Spätmoderne, dürfte sich doch wohl täuschen. Denn das war es ja gerade, was Kant – wenn auch in einer Nebenzeile – im Text von 1784 so deutlich herausgestellt hat, dass es fast niemand bemerkt hat.

*«Es ist so bequem, unmündig zu sein.
Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat,
einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat,
einen Arzt, der für mich die Diät beurteilt, so
brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich
habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur
bezahlen kann; andere werden das verdriessliche
Geschäft schon für mich übernehmen.»*

«Ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann.» Das ist geschrieben 1784, mit einem visionären Blick auf die pekuniäre Problemlösungsmentalität unserer Gegenwart. Etwas kürzer: Kant hat die Monetarisierung aller geistigen Vorgänge, vielleicht gar des Denkens schlechthin, vorhergesehen. Die berühmte «Aufklärung» stand schon 1784 auf tönernen Füßen, und es war gerade ihr bedeutendster philosophischer Verkünder – nämlich Immanuel Kant –, der

am wenigsten an sie glaubte. Zu genau hat er den Untertanengeist – mutatis mutandis die Obrigkeitsmentalität – seiner Zeit erkannt; die Duckmäuserei, die Ängste, die Kriecherei, den Titelwahn angeprangert.

Sebastian Haffner, der 1938 nach England emigrierte deutsche Publizist und Schriftsteller, hat die Weimarer Republik einmal treffend als «Demokratie ohne Demokraten» bezeichnet. In Analogie dazu liesse sich durchaus die These formulieren, dass auch die berühmte Aufklärung eine «Aufklärung ohne Aufklärung» war. Wie das? Blättern wir dazu nochmals zurück, in die «Berlinischen Monatsschrift» von 1784. Darin nämlich erscheint als letztes Stück der Novemberausgabe folgendes anonyme Gedichtchen –

Der Affe. Ein Fabelchen.

*Ein Affe stekt' einst einen Hain
Von Zedern nachts in Brand,
Und freute sich dann ungemein,
Als er's so helle fand.
«Kommt Brüder, seht, was ich vermag;
Ich, – ich verwandle Nacht in Tag!»*

*Die Brüder kamen gross und klein,
Bewunderten den Glanz
Und alle fingen an zu schreien:
«Hans Affe ist des Nachruhms werth,
Er hat die Gegend aufgeklärt.»*

Auf diese Affen-Aufklärungspoese wird dann, als erstes Dezember-Stück der «Berlinischen Monatsschrift» von 1784, Kants berüchtigte «Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?» folgen. Der späte Leser kann die hübsche Ironie in der Publikationsabfolge kaum übersehen. Der überaus helle Lichtenberg notiert etwa zur gleichen Zeit in seinen «Sudelbüchern», es sei «fast unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemandem den Bart zu versengen.» Der unterschwellige Konsens, wonach ein Affe ist, wer meint, in deutschen Landen Licht unter die Leute tragen zu wollen, ist in Berlin wie in Göttingen nicht gerade selten. Auch Friedrich II., der sich 1784 mit gichtgeschwollenen Beinen und fleckiger Uniform von seinem Kammerhusaren auf die Terrasse von Sanssouci hat schieben lassen, hätte dem anonymen Affen-Aufklärer

wohl zugestimmt. Das Helle gibt schnell zu viel Licht, Hitze, einen Steppenbrand. Darin kann einiges plötzlich dahinschmelzen, Disziplin und Gehorsam sowieso. Habet acht! Wo Licht unter das Volk geschüttet wird, ist ein Grossbrand nicht weit. Oder anders: Die Vokabel «Aufklärung» ist im Deutschen von allem Anfang an begleitet von einer begrifflichen Dynamik, die ideelle Brandstiftung meint und damit Aufklärung nicht mit dem ideengeschichtlich Positiven der individuellen Urteilskraft verbindet, sondern mit dem Abfackeln der guten alten Ordnung. «Hans Affe ist des Nachruhms wert / Er hat die Gegend aufgeklärt.» Wer «aufklären» will, äfft die Franzosen und die Engländer nach; ein «Aufklärer» ist ein sittenloser Nachahmer und Brandstifter, der «welschen», un-deutschen, «gefährlichen» Geist importiert.

Das englische «Enlightenment» und die französische «Lumières» sind Frohbotschaften für Freidenker und Mündige; die deutsche «Aufklärung» dagegen hat von vornherein etwas Graues und Unfrohes. Sie operiert weiterhin mit den deutschen Zentralvokabeln «müssen» und «sollen», sie tritt von vornherein als eine pädagogische Angelegenheit auf, in der ein «aufgeklärter» Vormund jemanden darin unterweist, dass und wie er «selbst» denken solle. Daraus, dass Unfreiheit und Bevormundet-Werden die erste Natur des Untertanen sind, resultiert die paradoxe Situation, dass der Untertan folglich vom «Aufklärer» zum Selber-Denken per Befehl angeleitet werden muss. Bezeichnenderweise steht hinter dem «Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!» auch bei Kant jenes deutsches Ausrufe- und Befehlszeichen, das dem Latein eines *sapere aude* durchaus fremd ist. In Preussen kommt auch die Aufklärung nicht ohne Befehlsston aus. Konkreter: Man muss Kants «Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?» unter dem Gesichtspunkt der in ihr versteckten Botschaften und der zugehörigen psychologischen Dynamiken lesen.

Von der «faulen» deutschen Vernunft, oder: Phlegma, Titelsucht und Untertanengeist.

Wenn «Faulheit und Feigheit» die Ursachen sind, weshalb der grösste Teil der Menschen «zeitlebens unmündig bleiben» (so Kants Analyse in der Aufklärungsschrift), darf man doch nachhaken. Was wird hier, im Dezember 1784, beschrieben? Sind

das anthropologische Grundgesetz? Oder handelt es sich um die Folgen der Erziehungsdiktatur, des Daseins-Militarismus und des friderizianischen Paternalismus? «Es ist so bequem, unmündig zu sein.» Kant hat diesen – für die preussische Befindlichkeit um 1780 in der Tat bedeutungsvollen Satz – ohne Fragezeichen formuliert und mit einem Punkt abgeschlossen, der geradezu resignativ klingt. Ist der Satz ironisch gemeint? Vielleicht. Immerhin hat Kant an anderer Stelle von jener «faulen Vernunft» gesprochen, die lieber «glaubt» als denkt, die lieber auf Gott und Obrigkeit rekurriert als nachfragt, die sich lieber in einen Krieg schicken lässt, als an dessen Legitimität zu zweifeln. Noch deutlicher wird Kant in der «Anthropologie» von 1798, die in vielen Bereichen durchaus kein Alterswerk ist, sondern Themen von früher mit zuweilen scharfer Ironie wieder aufnimmt. Im Abschnitt «Charakter des Volkes» ist der Eintrag über «die Deutschen» von einer germanophoben Schärfe, sogar dort, wo Kant die «guten» Eigenschaften seiner Mitbürger formuliert.

«Der Deutsche fügt sich, unter allen zivilisierten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten, der Regierung, unter der er ist, und ist am meisten von Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Charakter ist mit Verstand verbundenes Phlegma; ohne weder über die schon eingeführte [Ordnung] zu vernünfteln, noch sich selbst eine auszudenken.»

Das sei die «gute Seite» des Deutschen. Was ist die schlechte? Hier wird Kant überdeutlich: Der Deutsche habe einen «Hang zum Nachahmen», aber gar kein Interesse an bürgerlicher Gleichheit, dafür fröne er einem mit «Methodensucht» betriebenen Hack- und Rangordnungswahn. Peinlich klassifiziere er alle Stufen; in der Erfindung von Titeln «vom Edlen- und Hochedlen, Wohl- und Hochgeboren» sei der Deutsche unerschöpflich und «aus blosser Pedanterie knechtisch». Diese pedantische Adelssucht entspringe dem «Geist der Nation» und dem «natürlichen Hang des Deutschen [...], zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt». Wer keinen Titel hat, ist nichts, was – so Kant ironisch – «dem Staate, der diesen [Titel] erteilt, freilich was ein-

bringt». Allen andern Völkern, meint Kant abschliessend sarkastisch, würde dies lächerlich vorkommen, nur die Deutschen liessen sich mit Titeln und Ehrenbezeichnungen darüber hinwegtäuschen, dass sie trotz allem Untertanen sind.

So deutlich wie 1798 hat Kant seine grundsätzlichen Zweifel an der Aufklärungsfähigkeit seiner Zeitgenossen nie vorgetragen. Wer diese Zusammenhänge beachtet, liest die «Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?» von 1784 ganz und gar nicht als deutsche Morgenröte. Im Gegenteil. Die «Beantwortung» ist eine Enttäuschungsschrift, die eine mehrheitlich bittere Bilanz zieht über die Mühen, ein denkfaules und subordinationsberechtigtes Volk zur Selbstverantwortung zu animieren.

Auch 230 Jahre nach der Aufklärungsschrift gibt es durchaus keine frohe Kunde von der Mündigkeitsfront zu berichten. Kein noch so begabter Impressionist könnte die gegenwärtige Daseinslandschaft zwischen Verantwortungs-Unfähigkeit, Selbstentmündigung, Paternalismus, Anpasserei und systemischer Bevormundung in ein Tableau fassen. Man schaue sich nur um an den Hohen Schulen, im vermeintlichen Reich der akademischen *libertas*: Ein paar einfache, aber mit systemischer Kunstvernunft gnadenlos implementierte Reform-Massnahmen haben aus Persönlichkeiten Personal, aus dem Denken einen administrativen Akt gemacht. Sogar in den Geisteswissenschaften sieht man überall jenen Elendszug von gleichgeschalteten Knechten, die sich in Formularen und Anträgen verlieren und mit ihrem *esprit* Drittmittelpferde satteln, bis die kreative Energie – einstmals eine Mitgift der *vis imaginativa* – zwischen Algorithmen und Modulen verdampft. Exzellente Anpasserei, sorgsam eingepasst in die planwirtschaftlich organisierte und mit gigantischen Ökonomien gesteuerte Grossforschung. Wer nicht mit den Lemmingen geht, riskiert seine Karriere. Wer selber denkt, vielleicht im noch Unreinen und Suchenden, wird ausgespuckt.

Ursula Pia Jauch ist Titularprofessorin für Philosophie und Kulturgeschichte an der Universität Zürich.

Eben ist von ihr erschienen: **Friedrichs Tafelrunde & Kants Tischgesellschaft**. Ein Versuch über Preussen zwischen Eros, Philosophie und Propaganda. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2014. 374 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

In mahagonihölzernen Bibliotheken

Sie wohnt in einem Hochhaus, hört elektronische Musik und hat ein Buch über die Geschichte des Copyrights geschrieben. Die Historikerin Monika Dommann interessiert sich für Warenflüsse und Geldströme. Von Paula Lanfranconi

An ihrer Bürowand hängen vier grossformatige Fototableaux. Sie zeigen industrielle Ästhetik: Fördertürme, Leitungen, technische Infrastrukturen. Und sie stehen für das, was die 48-jährige Historikerin interessiert: «Die grossen Zusammenhänge: Medien, Geldströme, Warenflüsse und ihren Einfluss auf unseren Alltag.»

Bücher gibt es in diesem Professorinnenbüro erstaunlich wenige. Monika Dommann setzt stark auf den elektronischen Zugriff. Da wirkt ihr Buch «Autoren und Apparate. Die Geschichte des Copyrights im Medienwandel» fast ein wenig

Forschung standen unter anderem der transatlantische Konflikt um Google Library, der Streit um das Filesharing von Musik und die daraus entstandenen internationalen Piratenparteien. «Ich will die Hintergründe solcher Konflikte verstehen – und die Mechanismen, die über grössere Zeiträume am Werk sind.» Und sie habe Lust am Schreiben und bürste die Quellen gerne gegen den Strich, fügt sie mit keckem Unterton hinzu.

Der Medienwandel, weiss die Historikerin, verlaufe nie ruhig: «Auch das ganze Gefüge der sozialen Beziehungen wird dabei über den Hau-

rin war keine Tagträumerin: «Neben dem Studium zu arbeiten, war ein Lebensprinzip.» Während ihres zehnjährigen Werkstudiums an der UZH betreute sie verschiedene Firmenarchive. Und fand immer mehr zu eigenen Themen, Technikgeschichte zum Beispiel – von ihrer Biografie her ein zweischneidiges Thema: «Ich wuchs im Kalten Krieg auf und empfand Technik als Treiber der atomaren Aufrüstung, gleichzeitig hörte ich elektronische Musik.» Inzwischen habe sich diese Ambivalenz in ein hohes theoretisches Interesse für Technik gewandelt.

Wie hält sie es persönlich mit den Neuen Medien? Sie sei eine «leidenschaftliche, aber sicherheitsbewusste Nutzerin», sagt Dommann. Denn Technik sei nie unschuldig: «Als Wissenschaftler müssen wir uns damit befassen.» Ab nächstem Jahr bietet sie denn auch eine Lehrveranstaltung zur Geschichte der Privatsphäre an.

Gesättigt bis depressiv

Seit Februar 2013 ist die 48-Jährige nun Professorin. Wenn sie mit blitzenden Augen über ihre Arbeit redet, wird Begeisterung, ja Leidenschaft spürbar. Sie empfinde es als Privileg, lebenslang mit einer jungen, relativ intelligenten Kohorte von Leuten zu tun zu haben. Etliche Studierende erlebt sie allerdings als gesättigt bis depressiv, sie übernähmen keine Eigenverantwortung. Das mache ihr Sorgen. Vor kurzem, erzählt sie, sei sie in Asien gereist und habe den Wissenshunger der jungen Leute dort erlebt. «Ich frage mich, ob unsere Studierenden einmal mit ihnen konkurrieren können.»

Und dann folgt ein feuriges Plädoyer für ihr Fach. Man lerne, eigenständig zu denken, verliere nicht gleich die Nerven, wenn es unübersichtlich werde. Als Professorin betrachtet es Monika Dommann als ihre Aufgabe, die Studierenden «zum Lesen zu verführen». Denn die neue Generation lese anders. Kaum mehr Bücher. «Aber das muss nicht schlecht sein.» Sie plädiert für einen differenzierten Umgang mit Open Access. Die Geisteswissenschaft müsse eine eigene Haltung zur Textproduktion erarbeiten, Besitzstandwahrung allein genüge nicht, schrieb sie kürzlich mit eleganter Feder in der «NZZ».

Wichtig findet sie auch, dass sich Historikerinnen und Historiker methodisch nicht einigeln, dass sie über die Epochenschwellen hinweg und

«Ich wuchs im Kalten Krieg auf und empfand Technik als Treiber der atomaren Aufrüstung, gleichzeitig hörte ich elektronische Musik.» Monika Dommann

nostalgisch. Der Band basiert auf ihrer Habilitationsschrift. Dommann legt darin fundiert und auf verschiedensten Ebenen dar, dass das Urheberrecht spätestens mit der Erfindung des Phonographen, ersten Globalisierungswellen und der «Mechanisierung» der Geisteswissenschaften durch den Mikrofilm unter Druck geriet.

Spieldosenpiraten

Die Zürcher Professorin für Geschichte der Neuzeit untersucht die Zeit zwischen 1850 und 1980 und zeichnet dabei zwei Entwicklungsstränge detailreich nach: die Geschichte der Fotokopie und die Geschichte der Musikaufnahme. Letztere begann in der Schweiz übrigens bereits um 1800: Die Erfindung der Musikdose durch einen Genfer Uhrmacher machte die Schweiz zum Mekka der Spieldosenindustrie und damit in den Augen Frankreichs zur Urheberrechts-Piratin.

Auslöser ihrer Studien, sagt die Frau im dunkelgrünen Kleid und den orangefarbenen velotauglichen Schuhen, sei meist ein neuer grosser Konflikt, bei dem bloss mit Schlagworten argumentiert werde. Am Anfang ihrer Copyright-

fen geworfen.» Geschäftsmodelle hingegen wandelten sich nur langsam. Hollywood zum Beispiel habe sich lange gegen das Video gewehrt: «Man sah nur die Verletzung von Eigentumsrechten und verkannte die Chance des neuen Mediums, einen alten Film neu zu verkaufen.»

Die Recherche für ihre Studie erlebte die Historikerin als «lange Reise in schicke mahagonihölzerne und marmorne Bibliotheken, in wohlgeordnete und trotzdem unübersichtliche Berge von Papier und in eine ungewohnte Sprache». Monatelang habe sie Rechtsgutachten gelesen, die Fülle des Materials förmlich in sich aufgesogen. Bei einigen Fachkollegen sei sie mit ihrem Thema indes auf Unverständnis gestossen. «Mein Weg», stellt sie klar, «war aber immer interdisziplinär. Und international.»

Ursprünglich wollte Monika Dommann Journalistin werden. Als Jugendliche habe sie im Radio jeweils Nahostkorrespondent Arnold Hottinger gehört, «live aus Nikosia». Ihr beschauliches Heimatdorf am Zugersee war der Lehrerstochter zu eng. Erste Fluchten führten per Töffli nach Luzern, ins Kino. Doch die Innerschweize-



«Angst ist nicht tödlich»

Phobien und Panikattacken können überwunden werden, sagt die Psychiaterin Steffi Weidt. Die Patienten müssen sich dazu aber aktiv mit ihren Ängsten auseinandersetzen. Interview Michael T. Ganz

Frau Weidt, ist die Angst so alt wie die Menschheit?

Steffi Weidt: Ja, Angst ist ein sehr altes Gefühl, wir tragen es schon lange in uns. Früher war es sogar noch viel wichtiger, Angst zu haben. In seiner Frühzeit war der Mensch häufiger gefährlichen Situationen ausgesetzt als heute. Kam ein wildes Tier auf ihn zu, war es sinnvoll, dass er mit Angst reagierte und floh.

Ist Angst heute weniger sinnvoll als früher?

Weidt: Bei vielen Patienten, die wir sehen, ist die Angst in der Tat nicht sinnvoll. Sie fürchten sich vor Dingen, die nicht oder kaum gefährlich sind und deren Gefahr sie deutlich überschätzen. Natürlich ist es sinnvoll, in Afrika auch heute noch Angst vor Löwen zu haben. Aber warum sollten wir hier in Westeuropa beim Turmsteigen oder Tramfahren Angst haben?

Man kann also zwischen sinnvoller und sinnloser Angst unterscheiden. Ist sinnlose Angst gleich krankhafte Angst?

Weidt: Sie muss nicht krankhaft sein. Entscheidend ist vielmehr der Leidensdruck der Angstpatienten. Hat man Angst vor Schlangen, mit denen man in unseren Breitengraden nicht oft in Berührung kommt, dann schränkt dies das Leben nicht allzu sehr ein. Hat man aber Angst vor Hunden, vor Menschenansammlungen oder vor dem Tramfahren, dann kann das in einer Stadt zum Problem werden. Das löst Leidensdruck aus und führt dazu, dass Menschen in Therapie gehen.

Welche Menschen haben denn Angst?

Weidt: Es gibt Menschen, bei denen Angst familiär bedingt ist. Sie haben die Angst gewissermassen am Modell erlernt, die Ängste ihrer Eltern übernommen und in ihr eigenes Leben integriert. Angststörungen beginnen meist schon im Jugend- oder im jungen Erwachsenenalter. Was aber nicht heisst, dass sich die Patienten schon frühzei-

tig in Therapie begeben. Man hat festgestellt, dass es oft mehrere Jahre dauert, bis sich angstgeplagte Menschen zu einer Therapie entschliessen.

Die Psychologie spricht von Phobien und von nicht-phobischen Ängsten. Wo liegt der Unterschied?

Weidt: Bei den Phobien gibt es immer einen bestimmten Reiz, der die Angst auslöst, also ein Objekt oder eine Situation. Bei der sozialen Phobie ist dies zum Beispiel die Situation, fremde Menschen ansprechen oder vor Publikum auftreten zu müssen. Bei nichtphobischen Ängsten dient kein bestimmter Reiz als Auslöser. Es gibt zum Beispiel die generalisierte Angst, ein allgemeines Sich-Sorgen um alltägliche Themen, ohne dass dies ein bestimmtes Objekt oder eine bestimmte Situation betrifft. Dann gibt es die Panikstörung, bei der aus heiterem Himmel starke Angst auftritt. Das kann im Supermarkt, auf der Strasse oder sogar im Bett passieren.

Sind Phobien also einfacher zu erkennen, weil man den konkreten Auslöser kennt?

Weidt: Ja, im Vergleich zur generalisierten Angst und zur Panik lassen sich Phobien besser voraussagen und deshalb auch leichter vermeiden. Der Patient weiss, wovor er Angst hat. Hat er Angst davor, Referate zu halten, dann vermeidet er ganz bewusst, dass es so weit kommt. Hat er Angst vor Hunden, wechselt er die Strassenseite.

Welches sind die typischen Symptome von Phobien, welches die der anderen Ängste?

Weidt: Die Symptome sind bei beiden sehr ähnlich. Daran lässt sich die Art der Angst also nicht unbedingt festmachen. Jede Angst hat immer vier Anteile, nämlich einen körperlichen Anteil wie Herzklopfen, Schwitzen oder Zittern, einen Verhaltensanteil wie den Gehsteigwechsel bei der Begegnung mit Hunden, einen emotionalen Anteil wie Angstgefühl oder Hoffnungslosigkeit und einen gedanklichen Anteil, also etwa: Was,

auch interdisziplinär zusammenarbeiten. Eine wichtige Aufgabe werde zudem sein, ein Curriculum zu schaffen, mit dem die Studierenden selbständig ihre Ziele verfolgen können und das honoriert wird. Bereits gibt es auch ein neues Format: Geschichtskontor, ein epochenübergreifendes Doktorandenseminar.

Was treibt die 48-jährige Professorin an? Es sei der Freiraum zum Denken. «Und für diesen Freiraum muss sich die UZH einsetzen», fordert sie. Sie selber will auch künftig zu Sachfragen Stellung beziehen. In unübersichtlichen Zeiten seien Historiker Krisen- und Katastrophengewinner, ist sie überzeugt.

Hilfreiche Schlampigkeit

Eine Trennung zwischen Arbeit und Privatleben kennt sie nicht. Stress? Den habe sie weniger als etliche Kollegen – nicht, weil sie weniger arbeite, sondern weil sie nicht alles kontrollieren müsse. «Eine gewisse Schlampigkeit ist hilfreich», sagt sie und schmunzelt. Sie ist kinderlos, habe dies aber so nicht geplant. Das Fernweh ist geblieben. Sie reise viel, ziehe sich aber auch gerne in die Berge zurück, sei fasziniert von der kleinräumigen, perfekten Organisation der Schweiz. «Aber», fügt sie bei, «eigentlich bin ich ein wurzelloser Mensch.» Ob sie auch deshalb in einem Hochhaus lebt? Sie könne dort, sagt sie, wunderbar schreiben. Und im Beton ihre Musik lauter hören als in einem Altbau – Soul, Hip-Hop, Cumbia und Electronic.

Im Moment beendet sie ihr neues Buch. «Storing Stories» lautet sein Arbeitstitel. Viele Stunden hat sie dafür in Firmenarchiven verbracht. Es handle von der «Geschichte des Materialflusses am Ort seines Stillstandes». Dabei gehe es auch um die politischen Folgen technischer Logistik. Ohne die Rampe in Auschwitz etwa, sagt die Historikerin, wäre die systematisierte Massenvernichtung so nicht möglich gewesen. Man wird noch von Monika Dommann hören.

Kontakt: Prof. Monika Dommann, monika.dommann@hist.uzh.ch

Monika Dommann: **Autoren und Apparate.** Die Geschichte des Copyrights im Medienwandel; S. Fischer Wissenschaft, 2014, 427 Seiten



Weidt: Dann bricht das Problem auf einen Schlag durch. Deshalb kommen Menschen mit Phobien oft dann zu uns, wenn sich ihre Lebenssituation verändert. Studierende etwa, die zum ersten Mal in ihrem Leben Vorträge vor grossem Publikum halten müssen und dies weder delegieren noch vermeiden können, weil es zum Studium gehört. Oder Menschen, die im Job befördert werden und plötzlich ein Team führen oder an Sitzungen referieren müssen.

Wenn solche Patienten in ihre Sprechstunde kommen – wie diagnostizieren Sie ihre Angst?

Weidt: Zuerst muss ich den Inhalt der Angst kennen. Ich hatte einen Patienten, der in Länder reiste, wo es Krokodile gibt. Er hatte Angst vor diesen Tieren – das war angebracht und gesund. Dann merkte er aber, dass er dieselben starken Angstsymptome entwickelte, wenn er im Zoo Krokodile durch die Glasscheibe sah oder nur schon das Foto eines Krokodils betrachtete. Das war ein Hinweis darauf, dass seine Angst übertrieben war. Sie wurde zunehmend zum Problem, da der Patient aus beruflichen Gründen nach Australien reisen musste, wo es Krokodile gibt. Zweitens muss ich den Leidensdruck abschätzen, also wie stark ein Patient unter seinen Ängsten leidet. Auch der Leidensdruck der Angehörigen ist wichtig. Oft helfen Angehörige ihren angstgeplagten Partnern oder Verwandten, indem sie ihnen die unangenehmen Aufgaben abnehmen. So sinkt zwar der Leidensdruck der Angstgeplagten, dafür steigt jener der Angehörigen.

Zu Ihren Diagnosemethoden gehört auch eine Hyperventilationsübung.

Weidt: Ja. Beim schnellen Atmen wird zu viel Kohlendioxid abgegeben, was im Körper zu physiologischen Reaktionen führt, die typischen Angstsymptomen sehr ähnlich sind. Das hilft dem Patienten, seine Symptome zu beschreiben. Damit haben viele Patienten nämlich Mühe. Die Übung hat auch eine erste therapeutische Wirkung, denn

Zur Person:

Die Psychiaterin *Steffi Weidt* ist Oberärztin am Universitätsspital Zürich. Sie leitet die Sprechstunde für Angst- und Schlafstörungen.

Kontakt: Dr. Steffi Weidt, steffi.weidt@usz.ch

«Es gibt Menschen, bei denen Angst familiär bedingt ist. Sie haben die Ängste ihrer Eltern übernommen und in ihr eigenes Leben integriert.» Steffi Weidt, Psychiaterin

wenn ich mich vor anderen peinlich verhalte? Oder wenn jeder sieht, dass ich etwas nicht kann?

Und es kann wie gesagt lange dauern, bis jemand merkt, dass etwas nicht stimmt, wenn er übermässig schwitzt oder sich solche Fragen stellt ...

Weidt: Dass etwas nicht stimmt, merken Patienten meist schnell, aber es kann Jahre dauern, bis sie einen Therapeuten aufsuchen. Menschen mit Panikattacken, die übermässig schwitzen oder starkes Herzklopfen haben, lassen sich zu meist erst vom Hausarzt untersuchen, weil sie denken, sie hätten einen körperlichen Defekt. Man macht dann Blutuntersuchungen und EKGs,

die kein pathologisches Resultat ergeben. Bis jemand auf die Idee kommt, dass psychische Probleme dahinterstecken könnten, kann viel Zeit vergehen. Manche Patienten richten sich ihr Leben mit der Angst ein, was ebenfalls dazu führt, dass sie mit einer Therapie zuwarten. Traue ich mich nicht mehr in den Supermarkt, weil mich dort Panik befällt, übernimmt mein Partner das Einkaufen. Mein Partner meint es dabei zwar gut mit mir, ich aber vermeide dadurch wichtige Erfahrungen mit der schwierigen Situation.

Und wenn der Partner nicht mehr da ist oder plötzlich nicht mehr will?

der Patient merkt, dass er solche Symptome reduzieren kann – in diesem Fall dann, wenn er wieder normal atmet. So fühlt er sich weniger hilflos.

Wie gestaltet sich die Therapie?

Weidt: Zuerst bespreche ich mit dem Patienten, woher die Angst kommt. Gab es in der Familie jemanden, der Angst hatte? Gab es eine Auslösesituation? Blieb der Patient einmal im Lift stecken, und das unangenehme Gefühl verselbständigte sich und schwoll zu einer generellen Lift- oder Tram-Angst an? Dann geht es vor allem auch darum, dem Patienten aufzuzeigen, dass Angst nicht tödlich ist. Eine Angstattacke kann zwar Todesangst machen, sie lässt sich aber bewältigen. Und zwar indem der Patient lernt, den Teufelskreis der Angst zu durchbrechen.

Wie funktioniert dieser Teufelskreis?

Weidt: Beginnt das Herz vor lauter Angst schneller zu klopfen, bekommt der Patient Angst vor einem Herzinfarkt. Durch diese Angst wiederum werden Stresshormone ausgeschüttet, die

noch stärkeres Herzklopfen bewirken. Die Angst nimmt abermals zu, und der Kreislauf beginnt von vorn. Das müssen Patienten erst einmal verstehen. Und wenn sie es verstanden haben, beginnen wir mit den sogenannten Expositionen, dem Sich-Auseinandersetzen mit der Angst. Normalerweise versuchen Patienten ja, Angstsituationen möglichst zu meiden, damit die Angst abnimmt. In einer Exposition soll die Angst aber steigen. Nur dann kann der Patient die Erfahrung machen, dass Angst überwindbar ist. Er merkt: Die Situation ist zwar unangenehm, aber ich kann damit fertig werden.

Und er merkt, dass er trotz seiner Ängste weiterlebt ...

Weidt: Genau. Er lernt, immer schwierigere Situationen zu meistern, zwar nicht, ohne dabei Angst zu haben, aber mit der Erkenntnis, die Angst bewältigen zu können. Das ist ein zentraler Punkt. Gerade unerfahrene Therapeuten meinen oft, in der Exposition dürfe der Patient keine Angst haben. Das ist falsch.

Können Sie erklären, wie eine solche Exposition funktioniert?

Weidt: Ich mache ein Beispiel: Eine meiner jungen Patientinnen hatte Angst vor Schlangen. Im Biologietrakt ihrer Schule gab es ein Terrarium, deshalb traute sie sich nicht mehr ins Gebäude. Wir haben die Exposition dann stufenweise aufgebaut. Erst sassen wir hier in meinem Sprechzimmer und lasen zusammen Texte über Schlangen. Später nahmen wir Zeichnungen von Schlangen dazu, dann Fotos, dann Videos. Dann gingen wir in ihre Schule und schauten uns die Schlangen im Terrarium erst einmal von aussen an, mit der Glasscheibe dazwischen. Bei der letzten Exposition nahm der Biologielaborant das Tier heraus, und es gelang der Patientin schliesslich, die Schlange zu berühren. Ich machte es vor, die Patientin fasste Vertrauen und tat es auch. Sie hatte zwar jedes Mal Angst, merkte aber, dass sich diese Angst im Lauf der Exposition wieder verringerte. Wichtig ist natürlich, dass die Therapeutin bei alledem ein glaubwürdiges Vorbild ist, also selber keine Angst vor der Situation hat.

VENTURE
KICK

Explore the business potential of your technology:

CHF 130.000
TO KICK YOUR
STARTUP

A PHILANTHROPIC INITIATIVE OF A PRIVATE CONSORTIUM

— GEBERT RÜF STIFTUNG —
WISSENSCHAFTLICHE BEWEGUNG

ERNST GÖHNER STIFTUNG

FONDATION
LOMBARD ODIER

AVINA STIFTUNG

OPO STIFTUNG

Debiopharm Group
WE DEVELOP FOR PATIENTS

André Hoffmann

Get your kick: venturekick.ch



Es gibt sicherlich kompliziertere Fälle. Ich denke da an Patienten mit sozialer Phobie. Wie werden diese therapiert?

Weidt: Vom Prinzip her ähnlich. Sozialphobischen Patienten bieten wir eine Gruppentherapie an, weil Gruppentherapien gerade in solchen Fällen effektiv sind. Wir arbeiten in diesen Gruppen auch mit Videoaufnahmen. Patienten, die beispielsweise Angst davor haben, rot zu werden, sehen auf diese Art, dass kaum jemand dies wahrnimmt. Das mindert die Angst schon deutlich. Mit sozialphobischen Patienten gehen wir

nur wenig oder keine Verbesserung. Bei den spezifischen Phobien ist die Erfolgsquote deutlich höher. In unserer Spezialsprechstunde sehen wir aber häufig Patienten mit sehr komplexen Angststörungen und solche, die unter komorbiden körperlichen Erkrankungen leiden. Hier kann man unterstützend Antidepressiva einsetzen, unter anderem auch, damit sich Patienten überhaupt trauen, bei Expositionen mitzumachen. Nicht sinnvoll sind Beruhigungsmittel, weil sich Patienten daran gewöhnen und es gar nie mehr ohne probieren. Auch trinken manche sozialpho-

Weidt: In unseren Sprechstunden benützen wir auch Ansätze anderer Therapierichtungen, etwa solche aus der systemischen Psychologie, wenn wir Angehörige einladen. Natürlich bearbeiten wir auch die Entstehungsgeschichte der Erkrankung und versuchen, die Mechanismen zu ergründen, die hinter den Angststörungen liegen.

Die beste Methode für Sie ist aber die kognitive Verhaltenstherapie?

Weidt: Ja, weil diese Methode funktioniert, und zwar innert nützlicher Frist. Auf diese Weise können wir Menschen helfen, ihre Schulausbildung abzuschliessen, ihr Studium fortzusetzen oder ihren Job zu behalten. Die Methode überzeugt mich auch persönlich. Im Rahmen meiner Ausbildung habe ich selber eine Exposition mit Spinnen erlebt, das war eine sehr hilfreiche Erfahrung. Seither weiss ich auch, wie anstrengend Expositionen sind. Und ich kann nachvollziehen, was es für meine Patientinnen und Patienten heisst, wenn sie sich auf eine Angsttherapie einlassen.

«Es ist möglich, Angstpatienten so zu heilen, dass keine Symptome mehr auftreten. Es gibt aber auch schwere Fälle, die kaum heilbar sind.» Steffi Weidt, Psychiaterin

auch in die Öffentlichkeit. Im Zürcher Niederdorf kann man schon mal eine unserer Therapiegruppen antreffen, die rückwärts durch die Fussgängerzone geht. Die Patienten versuchen, mit ungewöhnlichem Verhalten Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Um dann festzustellen, dass sich die Passanten meist nicht dafür interessieren. So lernen sie: Selbst wenn mir im Restaurant die Gabel runterfällt, schaut mich nicht gleich das ganze Lokal an. Ich brauche also keine Angst zu haben.

Die Arbeit mit Expositionen basiert auf der sogenannten kognitiven Verhaltenstherapie. Was ist kognitiv daran?

Weidt: Ein Patient mit Angststörungen soll lernen, dysfunktionale Gedanken im Zusammenhang mit Gefahren zu identifizieren und abzuschätzen, wie gefährlich Situationen wirklich sind. Er soll kognitiv wahrnehmen, dass er zehnmal Lift fahren kann, ohne stecken zu bleiben. Er soll einsehen, dass das Denken keine Einbahnstrasse sein muss, sondern gedankliche Alternativen möglich sind.

Wie erfolgreich sind solche Therapien?

Weidt: Es ist möglich, Angstpatienten in dem Sinn zu heilen, dass keine Symptome mehr auftreten. Es gibt aber auch schwere Fälle, die kaum heilbar sind. Grob gesagt wird ein Drittel der bei uns behandelten Patienten symptomfrei, bei einem weiteren Drittel lassen sich die Symptome deutlich verringern, und das letzte Drittel erfährt

bischen Patienten vor Anlässen oder Einladungen Alkohol, um sich zu entspannen. Auf Dauer ist das keine Lösung, weil es abhängig macht.

Welches sind die allerschwierigsten Fälle von Angst?

Weidt: Das kann ein Patient mit Agoraphobie sein, der enge Räume und Menschenansammlungen meidet und sich deshalb letztlich zuhause einkapselt. Es kann aber auch ein Patient mit sozialer Phobie sein, der sein Haus nicht mehr verlässt, weil er Angst davor hat, überhaupt mit Menschen in Kontakt zu kommen. Der Schweregrad hängt davon ab, welches Ausmass an Vermeidung innerhalb der Krankheit schon erreicht ist. Was tut der Patient alles nicht, um keine Angst zu bekommen? Ist er schon abhängig von Medikamenten oder Alkohol? Liegt als Folge der Angst schon eine komorbide Depression vor?

Angst kann chronisch werden?

Weidt: Ja, besonders wenn die Angst für den Patienten eine wichtige Funktion im Leben übernimmt. Beispiel: Die Partnerin eines Angstpatienten bleibt nur noch bei ihm, weil sie ein schlechtes Gewissen hat, ihn mit seiner Angst allein zu lassen. In solchen Fällen muss man in der Therapie zusätzlich auch am Paarkonflikt arbeiten.

Sind neben der kognitiven Verhaltenstherapie in solchen Fällen auch andere Methoden wie etwa die Psychoanalyse hilfreich?

Ausstellung

Keine Panik!

Rasendes Herzklopfen, Gänsehaut, Schweißausbrüche – wir alle fürchten die Angst, ohne sie wirklich zu kennen. Wozu ist Angst überhaupt nützlich? Wie entsteht und verschwindet sie? Haben auch Tiere Angst? Welche Rolle spielt das Gehirn bei Angstzuständen, und weshalb kann es zu Angststörungen kommen? All diesen Fragen geht die Ausstellung «Keine Panik! Tierisch Angst im Gehirn» nach, die noch bis zum 14. Dezember im Zoologischen Museum der Universität Zürich läuft. Lanciert wurde sie von den beiden Universitäten Zürich und Genf. Kuratiert hat die Ausstellung Isabel Klusman von Life Science Zurich. Im Rahmen von «Keine Panik! Tierisch Angst im Gehirn» finden zahlreiche Führungen, Diskussionsveranstaltungen und Workshops für Schulen statt.

Website: www.zm.uzh.ch

Kontakt: Dr. Isabel Klusman, lifescience@lifescience.uzh.ch

Heldentod in der Grippeepidemie

Was ist in der Schweiz übrig geblieben vom Ersten Weltkrieg? Siebzehn Geschichtsforschende begeben sich auf Spurensuche. Die gesammelten Erinnerungen erscheinen allerdings etwas zu harmonisch. Von Tanja Wirz

«Ah, eine Rakete!», bemerkt fachkundig der technikbegeisterte Sohn der Rezensentin, als sein Blick auf das Buch fällt, das hier besprochen werden soll: «Der vergessene Krieg. Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg», ein von Konrad J. Kuhn und Béatrice Ziegler herausgegebener Sammelband. Tatsächlich ist auf dem Umschlag ein Gerüst zu sehen, in dem etwas steht, das an eine sehr spitze Sahnehaube erinnert. Es handelt sich allerdings nicht um eine Rakete, sondern um das «Wehrmännerdenkmal», das 1922 auf der Forch am Pfannenstiel in Form einer 18 Meter hohen Flamme errichtet wurde und im Volksmund «gefrorener Furz» heisst.

In seinem Aufsatz über dieses Denkmal zeigt Konrad J. Kuhn exemplarisch auf, wie es in der Schweiz um die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg bestellt ist: Es gibt auch hierzulande Spuren dieses Kriegs, der in der Schweiz nicht stattgefunden hat. Allzu viele sind es jedoch nicht, und die vorhandenen stehen herum wie alte Erbstücke, von denen niemand mehr recht weiss, von welchem Grossonkel sie stammen. So auch der «gefrorene Furz», der halt eben so da ist. Die Initiative zum Bau der Bronzeflamme kam von hochrangigen Zürcher Militärs und Politikern, die damit den «während des Aktivdiensts verstorbenen Wehrmännern» ein Denkmal setzen wollten. So richtig einleuchtend war das schon damals nicht, denn schliesslich war die Schweiz vom Krieg verschont geblieben. Doch wenn rundherum überall solche Denkmäler errichtet wurden, so scheint es, wollte man auch hier eines haben. Die «Aktivdienst»-Zeit wurde deshalb rhetorisch kurzerhand bis 1919 verlängert. Auf diese Weise fand man genug Soldaten, die während des Einsatzes gegen die Demonstranten des Landesstreiks der Spanischen Grippe erlegen waren und als Kriegsoffer betrachtet werden konnten.

Das nötige Geld wurde privat gesammelt, wobei auch die Forchbahn einen grossen Happen beisteuerte – eine lohnende Investition: Bereits

an die Eröffnung kamen derart viele Besucher mit der Bahn, dass an einem einzigen Tag fast das Doppelte der Spendensumme eingenommen wurde. In den folgenden Jahrzehnten wurde das Denkmal zum Treffpunkt für militärische Feiern, und nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend für Veranstaltungen der nationalistischen Rechten, wie beispielsweise 1973 für James Schwarzenbachs «Nationale Aktion gegen Überfremdung».

Ausserdem findet bis heute beim Denkmal jeweils die 1.-August-Feier der Gemeinde Küsnacht statt, inklusive patriotischer Rede. Diese Reden sind, wie im Beitrag von Andreas Kley im selben Buch zu erfahren ist, ebenfalls ein Erbe aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, als vor allem Bundesrat Guiseppa Motta versuchte, das Land durch Ansprachen vor dem Auseinanderbrechen in einen frankophilen und einen Deutschland zugewandten Teil zu bewahren.

Patriotisches Sendungsbewusstsein

Zwei weitere interessante Beiträge zeigen, wie der Erste Weltkrieg als Filmkulisse genutzt wurde: Béatrice Ziegler analysiert den 1941 entstandenen Film «Gilberte de Courgenay», in dem eine patriotische Serviertochter eine Soldatentruppe, welche die Grenze im Jura bewachen muss, bei Laune hält. Und Peter Neumann zeigt, wie im Publikumsrenner «Füsilier Wipf» die Grenzbesetzungs-Szenerie bereits 1938 in den Dienst der Geistigen Landesverteidigung gestellt wurde. Bezeichnenderweise tragen die Soldaten, die in diesem Fall eine ganze Tour de Suisse absolvieren, ab Mitte des Films die Uniformen des Zweiten Weltkriegs. Dass Schweizer Filme damals so viel patriotisches Sendungsbewusstsein zeigten, hat seinen Grund: Die Filmförderung kam vom Staat.

Etwas kurios mutet der Beitrag des Militärhistorikers Rudolf Jaun an, der nachträglich noch einmal dem längst verstorbenen Journalisten und Historiker Niklaus Meienberg die Leviten liest für sein Buch über den Familienclan von



General Wille, das seiner Ansicht nach mit zu viel literarischer Freiheit und zu wenig solidem historiografischem Können verfasst worden war. Zwischen den Zeilen scheint ein Konflikt auf, der in den 1980er-Jahren zwischen linken und bürgerlichen Historikern stattgefunden hat. Ob das heute noch interessiert? Wenn ja, dann kann das nur eines heissen: Meienbergs Wille-Buch lesen und sich selber eine Meinung bilden!

Im Krieg Gewinne machen

Weitere Spuren, die von den Autorinnen und Autoren gefunden und untersucht wurden, umfassen soldatische Selbstzeugnisse, Lieder, Postkarten, Fotos, Kinderzeichnungen, Kinderbücher, Ausstellungen, öffentliche Erinnerungsschriften und Schulbücher. In den allermeisten dieser Quellen erscheint der Krieg als eine positive, wenn auch etwas lästige Erfahrung, es dominiert Patriotisches und Humorvoll-Anekdotisches. Kritische Stimmen fehlen zumeist, doch mag dies daher kommen, dass fast ausschliesslich offiziell veröffentlichte Dokumente untersucht wurden. Auch die analysierten soldatischen Selbstzeugnisse stammen aus offiziellen Erinnerungsalben, die Kinderzeichnungen aus einem Wettbewerb des Pestalozzi-Kalenders.

Nur harmonisch können die Erinnerungen aber wohl nicht gewesen sein: Die fehlende Verdienstausfallentschädigung für Soldaten und die Rationierung brachten viele Familien in Not, vor allem in der Arbeiterschicht, während Bauern und Industrie durch den Krieg Gewinne machten. Die neu eingeführte preussische Militärdisziplin stiess vielen sauer auf, und 1918 schien die sozialistische Revolution nahe. Es wurde auch hier landesweit gestreikt, bis militärische Truppen eingriffen. Angesichts all dieser Spannungen wäre es interessant, auch davon Spuren zu suchen, vielleicht in Tagebüchern, autobiografischen Schriften oder Literatur, und einen Blick über die Grenzen hinaus zu wagen und die schweizerischen Erinnerungen in einen grösseren Kontext zu setzen.

Konrad J. Kuhn und Béatrice Ziegler (Hg.): **Der vergessene Krieg**. Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg; Verlag hier + jetzt, Baden 2014, 334 Seiten



Gegen autoritäres Denken Schillernde Kultur

Kein Staatsrechtslehrer der Welt ist wohl von berühmten Künstlern so häufig gezeichnet und gemalt worden wie Zaccaria Giacometti (1893–1970). Der acht Jahre ältere Cousin des Bildhauers und Malers Alberto Giacometti wurde mit elf Jahren Waise und wuchs danach mit seinen Cousins im Bergell auf. Er stand Giovanni und Alberto immer wieder Modell. Alberto und er hatten als Kinder intensiven Kontakt, der sich lockerte, als Alberto 1920 nach Paris ging. Zaccarias Leidenschaft war jedoch nicht die Kunst, sondern die Rechtswissenschaft. Er wurde ein bekannter Staatsrechtler und Dozent an der Universität Zürich und amtierte von 1954 bis 1956 als Rektor. Andreas Kley, selbst Rechtsprofessor an der UZH, hat Zaccaria Giacometti nun eine umfangreiche Biografie gewidmet. Er würdigt die Leistungen Giacomettis und geht ausführlich und chronologisch den Spuren seiner Herkunft im Bergell nach, beschreibt seine Internatsjahre in Schiers, sein Studium und die wissenschaftliche Laufbahn.

Der Kern des Buchs befasst sich jedoch mit dem Nonkonformisten Giacometti. Sein Rechtsdenken orientierte sich am Liberalismus und am Rechtsstaat; er entwickelte ein feines Sensorium für Anmassungen persönlicher Machtausübung und verteidigte unerschrocken die Demokratie und rechtsstaatliche Verfahren. So mischte er sich auch in die Politik ein: In der Krisenzeit vor dem Zweiten Weltkrieg und in den Kriegsjahren kämpfte er leidenschaftlich gegen das autoritäre Denken der Bundesbehörden, indem er sich gegen die vereinfachten und beschleunigten Verfahren der Bundesgesetzgebung wehrte. Giacometti folgte in seinem Denken nicht der Opportunität, sondern der Herrschaft des Rechts: «Es gibt keine Legalität ausserhalb der Bundesverfassung», so seine Überzeugung. Kleys Buch vermittelt das Bild einer aufrechten Persönlichkeit, deren Wurzeln Kley in Giacomettis sozialer und kultureller Herkunft verortet. Dadurch ist gleichzeitig auch ein Bergell-Buch entstanden. *Marita Fuchs*

«Kultur» ist ein schillernder Begriff. Wir alle meinen zu wissen, was sie ist, würden aber vermutlich rasch zu stottern beginnen, müssten wir Kultur definieren. Der Sammelband «Wo ist Kultur? Perspektiven der Kulturanalyse» befasst sich genau damit. Herausgegeben von Thomas Forrer und Angelika Linke, fasst der Band Beiträge einer Vortragsreihe von 2011 zusammen, die gemeinsam von Universität und ETH Zürich veranstaltet wurde. Der Beitrag des Historikers Philipp Sarasin bietet einen Überblick über wesentliche Kulturtheorien des 19. und 20. Jahrhunderts. Ausgehend von der polarisierenden Gegenüberstellung von Natur und Kultur, in der das Verstehen der Welt eine Frage des genauen Hinguckens und Begreifens ist, bis hin zu einem in ständiger Wandlung befindlichen, auf keine absoluten Wahrheiten bauenden Kulturverständnis, verknüpft Sarasin die prägenden (philosophischen) Strömungen. Wo immer es um Kultur geht, geht es auch – verstärkt – um Identität.

Der «linguistic turn» zu Beginn des 20. Jahrhunderts fokussierte auf die Sprache als Erkenntnis- und Kommunikationsmittel. Sprache bildet demnach nicht einfach Welt ab, sondern sie prägt unsere Weltsicht wesentlich mit. Angelika Linke macht in ihrem Beitrag Sprache als kulturbildenden Ort plausibel. Sie bezieht dabei eigene Analysen von Todesanzeigen mit ein. Linke zeigt auf, wie sich innerhalb dieser Textsorte seit den 1970er-Jahren ein Wandel vollzieht. So wird der Tod immer weniger als Bruch denn als Abschied aufgefasst. Die Sprachwissenschaftlerin setzt diesen subtilen Wandel mit einer parallel stattfindenden Veränderung des Euthanasie-Diskurses in Beziehung.

Die klug geschriebenen Beiträge in diesem Band machen die unfassbare Kultur fassbarer. Geschickt wird aber auch zu verstehen gegeben, dass es auf die Frage nach dem Ort der Kultur ebenso wie nach dem Gegenstand selber keine abschliessenden Antworten gibt. *Sarah Kauer*

Japan erlesen

Müsste man Namen von japanischen Autorinnen und Autoren aufzählen, so kämen wohl die meisten über die weltweiten Bestsellerautoren Haruki Murakami und Banana Yoshimoto sowie die Nobelpreisträger Kenzaburō Ōe und Yasunari Kawabata kaum hinaus. Kein Wunder also, steckt der umfangreiche Band «Aufbruch zur Welt hin. Studien und Essays zur modernen japanischen Literatur» des Japanologen Eduard Klopfenstein voller Entdeckungen. Eine in dieser Form erstmalige Gesamtdarstellung zeichnet im grossen Bogen die Entwicklung der japanischen Nachkriegsliteratur bis in die 1990er-Jahre nach.

Thematische Überblicksdarstellungen, etwa zu den tiefsitzenden Vorbehalten gegenüber dem Begriff «Liebe» oder zur sozialutopischen Gemeinschaft «Neues Dorf» des Schriftstellers Saneatsu Mushanokōji, bereiten den Boden für vertiefende Studien zu einzelnen Autoren und Werken. Die Vielfalt der Themen und Formen ist breit: So analysiert Klopfenstein die Reaktionen auf den nationalistisch inspirierten und operettenhaft inszenierten Harakiri-Selbstmord Yukio Mishimas oder unternimmt eine eingehende literarische Interpretation von Yasunari Kawabatas Schlüsselwerk «Schneeland».

Einen überaus spannenden Werkstatteinblick in die Tätigkeit des Übersetzens bietet der Aufsatz «Japanische Gedichte – (un)übersetzbar?». Er ist als Replik auf Theodor W. Adornos Skepsis gegenüber Übersetzungen aus fernen Kulturkreisen gedacht. In seinem Text zeigt Klopfenstein Wort für Wort auf, wie japanische Lyrik wortgetreu übersetzt und dennoch für deutsche Ohren nachvollziehbar gemacht werden kann. Fast die Hälfte der Beiträge ist der modernen Lyrik und insbesondere der genuin japanischen Form der Kettendichtung gewidmet, an deren internationalen Verbreitung und Wiederbelebung Klopfenstein grossen Anteil hatte. Hier wird deutlich, wie poetisches Denken und Assoziieren auch oder gerade über kulturelle Grenzen hinaus fruchtbar gemacht werden kann. *Theo von Däniken*

Andreas Kley: **Von Stampa nach Zürich.** Der Staatsrechtler Zaccaria Giacometti, sein Leben und Werk und seine Bergeller Künstlerfamilie; Schulthess Verlag 2014

Thomas Forrer, Angelika Linke (Hg.): **Wo ist Kultur?** Perspektiven der Kulturanalyse; vdf Hochschulverlag, Zürich, 216 Seiten

Eduard Klopfenstein: **Aufbruch zur Welt hin.** Studien und Essays zur modernen japanischen Literatur; be.bra verlag, Berlin 2013, 514 Seiten



SCHLUSSPUNKT von Simona Ryser

Der blinde Spiegel

Noch immer hatte sie den Geschmack der Leber im Mund, ein leichter Eisengeschmack auf der Zunge. Sie erhob sich. Der Rücken krümmte sie etwas, er drückte sie leicht vor, doch sie hielt dem Druck stand. Sie schob sich hoch. Sie hob den Brustkorb an und versuchte den Nacken zu strecken, sie hörte das Knacken der Knochen. So stehend und schwankend drehte sie sich nur leicht. Sie brauchte sich nicht zum Spiegel zu wenden. Sie kannte ihr Bild. Auch ihr Teint war weiss gewesen wie Schnee, die Wangen rot wie Blut, das Haar glänzend und schwarz. Jetzt stand sie. Der Atem flach, ein leichtes Beben in den Händen, sie stützten sich auf einen Stock.

Sie schloss die Augen. Sie kannte ihr Antlitz. Die Haut, sie war gefaltet, gefurcht, eine Landschaft von Höhen und Tiefen, Bergen und Tälern. Durch solche war sie gegangen. Bergauf, bergab. Sie war losgezogen, marschiert mit glühenden Wangen und im Stehschritt, mit wehendem Haar und mit Schweissperlen im Nacken. Über sieben Berge und durch sieben Täler musste sie wandern, bis sie das abgelegene jämmerliche Häuslein gefunden hatte. Sie hatte sich hinter den Tannen versteckt, ihr schwarzes Haar unter dem Tuch verborgen, das Gesicht verändert, einen Umhang über den wohlgeformten Körper geworfen, dann erst hatte sie sich angeschlichen, an die niedrige Tür geklopft und mit verstellter Stimme den seidenen Schnürriemen, den scharfen Kamm, endlich den giftigen giftigen Apfel feilgeboten.

Sieben Nächte, sieben Wochen, sieben Monate hatte ihr Antlitz gestrahlt, die Wangen geleuchtet, das Haar gegläntzt, bis an einem Tage der Spiegel blind wurde, die Haut fahl, der Blick gebrochen. Ihr Körper krümmte sich, das Haar vergraute. Sie ging zu Boden. So lag sie, als wäre sie

tot, die fremde Mutter, die gekränkte Frau. Den Mund geöffnet zu einem stummen Schrei, die Augen schwer, die Glieder verrenkt, den Kopf gebettet auf einem vertrockneten Tränensee.

Erst als es an die Tür klopfte, erst als einer eintrat und die Nachricht vom Hochzeitsfest der fremden schönen Tochter brachte, erst da lief ihr alles Blute zum Herz. Noch einmal geriet sie in Affekt und in höchste Erregung: Sie musste hin und sie sehen.

Da erhob sie sich, die fremde Mutter, die gekränkte Frau. Noch einmal betrat sie ihr Ankleidezimmer, wo der blinde Spiegel stumm stand, und griff nach den schönsten Kleidern, den seidenen, den samtene, den gewobenen und gedrehten, den gerüschten, den goldenen.

Als bald raffte sie die Röcke und machte sich auf zum Hochzeitsfest, wo schon die Schuhe parat standen. Schimmernd und glimmend. Sie tanzte. Sie tanzte einen wilden Tanz. Heisse Füße, glühende Schritte, flammender Tanz. Sie schoss durch den Hochzeitssaal, sie flog auf und ab. Der Körper verdreht, sie raste im Kreis. Sie schrie, sie sang schrill und in den höchsten Tönen vom kühlen Schnee. Schneeweiss und blutrot und ebenholzscharf. Doch kein Kühl wollte ihr die Leiden des Körpers lindern. Ihre Glieder brannten, sie zuckte im Feuerschein, ihr Haar flammte rot. Sie zitterte und bebte, sie wogte und wallte. Noch einmal flog sie hoch und fiel dann tief. Einen Moment lang lag sie noch mit gekränktem Herzen und verletztem Leib, dann verschwand sie in der tiefen Nacht. Im Festsaal aber spielte die Musik auf.

Simona Ryser ist Autorin und Sängerin. Im «Schlusspunkt» reagiert sie jeweils literarisch auf das Dossierthema des «magazin».

Mit dem Schiff in die Oper

Unterwegs auf der Donau mit der MS Melodia****+



Parlamentsgebäude in Budapest



Ungarische Staatsoper Budapest

Unsere Reise führt uns ab Melk auf der Donau bis in die Metropolen Wien, Budapest und Bratislava. Diese Städte erzählen aus ihrer spannenden Vergangenheit und begeistern mit zahlreichen Sehenswürdigkeiten. Ausserdem entdecken wir die Schönheiten der Wachau während einem Ausflug. Musikliebhaber kommen auf dieser Reise voll auf ihre Kosten. In Wien, im Herzen der einstigen glanzvollen k.u.k.-Monarchie, erwartet uns Puccinis letzte Oper «Turandot» und die Wiener Staatsoper präsentiert uns das Ballett «Romeo und Julia». Danach erleben wir in der prunkvollen Ungarischen Staatsoper in Budapest mit «Tosca» eine weitere Oper von Puccini und zu guter Letzt geniessen wir in Bratislava Giuseppe Verdis «Nabucco».

Ihr Musikprogramm

Volksoper Wien «**Turandot**» (Giacomo Puccini)
 Wiener Staatsoper «**Romeo und Julia**»
 (Ballett mit Musik von Sergej Prokofjew)
 Ungarische Staatsoper Budapest «**Tosca**»
 (Giacomo Puccini)
 Historische Oper Bratislava «**Nabucco**»
 (Giuseppe Verdi)

Ihr Reiseprogramm

1. Tag, Do 30. Okt.: Schweiz–Melk – Einschiffung.

2. Tag, Fr 31. Okt.: Ausflug Wachau.

Am Morgen unternehmen wir von Melk aus ein Ausflug mit dem Bus durch die Wachau. Wir sehen weltberühmte Weinberge, verträumte Winzerdörfer und faszinierende Panoramen. Wiedereinschiffung in Krems und Weiterfahrt mit der MS Melodia nach Wien. Hier erwartet uns in der Volksoper «Turandot».

3. Tag, Sa 01. Nov.: Wien.

Stadtrundfahrt unter fachkundiger Führung. Wir bestaunen das Schloss Schönbrunn (Aussenbesichtigung) und fahren über die Ringstrasse mit der Hofburg, dem Burgtheater und der Staatsoper zur Donau und zur UNO-City. Unter anderem machen wir Halt beim Hundertwasserhaus. Nach dem Mittagessen haben wir Zeit zur freien Verfügung. Wir erleben «Romeo und Julia» in der Staatsoper Wien.

4. Tag, So 02. Nov.: Wien–Budapest.

Weiterfahrt donauabwärts. Wir geniessen einen geruh-samen Tag an Bord unseres schwimmenden Hotels und passieren unter anderem das sogenannte Donauknie. Hier bietet sich uns eines der schönsten Panoramen Un-

garns. Am Nachmittag Ankunft in Budapest, wo die Oper «Tosca» im Ungarischen Staatstheater auf unserem Programm steht.

5. Tag, Mo 03. Nov.: Budapest.

Die Hauptstadt Ungarns wird uns während einer Stadtführung näher gebracht. Die Donaumetropole entstand 1873 aus den Orten Buda und Pest. Die prachtvollen Bauwerke wie das Parlamentsgebäude, der Burgbezirk, die Kettenbrücke und die Fischerbastei prägen das unvergessliche Stadtbild. Der Nachmittag steht zur individuellen Verfügung. Anschliessend verlassen wir Budapest.

6. Tag, Di 04. Nov.: Bratislava.

Heute Nachmittag entdecken wir während einer Führung die Schönheiten von Bratislava. Die im Jahre 907 erstmals erwähnte Stadt mit ihrer interessanten, von vielen Kulturen geprägten Geschichte wartet mit einer fast vollständig renovierten Altstadt auf. Die Hauptstadt der noch relativ jungen Republik Slowakei hat zahlreiche Attribute aber ganz besonders trifft «Musikstadt» zu. Im Laufe der Jahrhunderte besuchten Musikgrössen wie Haydn, Liszt, Mozart und Beethoven die Stadt. Zum Abschluss sehen wir «Nabucco» in der Historischen Oper Bratislava.

7. Tag, Mi 05. Nov.: Flusstag.

Ganz gemächlich verbringen wir den heutigen Tag an Bord unseres Schiffes. Während der Fahrt können wir uns durch die erstklassige Küche und alle weiteren Annehmlichkeiten an Bord verwöhnen lassen.

8. Tag, Do 06. Nov.: Engelhartzell–Schweiz.

Programm- und Fahrplanänderungen bleiben vorbehalten.

8 Tage

inkl. Vollpension an Bord

ab Fr. **1495.–**

Datum 2014

30.10.14–06.11.14 Donnerstag–Donnerstag

Preise pro Person

Fr.

Kabinentyp	Katalog-Preis	Sofort-Preis
Deluxe 2-Bett-Kabine, Hauptdeck	1885.–	1695.–
Deluxe 2-Bett-Kabine mit frz. Balkon, Mitteldeck	2330.–	2095.–
Deluxe 2-Bett-Kabine mit frz. Balkon, Oberdeck	2550.–	2295.–
– Reduktion Standardkabine		–200.–

Zuschläge

Fahrt im Königsklasse-Luxusbus	160.–
Standardkabine zur Alleinbenutzung, Hauptdeck	445.–
Standardkabine zur Alleinbenutzung, Mittel- & Oberdeck	785.–

Unsere Leistungen

- Fahrt mit modernem Komfortklasse-Bus
- Schifffahrt in der gebuchten Kabine
- Vollpension an Bord
- Gebühren, Hafentaxen
- Willkommenscocktail, Kapitänsdinner
- Alle aufgeführten Ausflüge und Besichtigungen
- Geführte Besichtigungen in der Wachau, Wien, Budapest und Bratislava
- Musikprogramm Kartenpaket Kat. 3
- Audiosystem auf Rundgängen
- Erfahrene Reiseleitung

Nicht inbegriffen

- Kartenzuschläge Kartenpaket für 4 Vorstellungen
 - Kat. 1 175.–
 - Kat. 2 95.–
- Annullierungskosten- und Assistance Versicherung 49.–

Auftragspauschale

Unsere Auftragspauschale von Fr. 20.– pro Person entfällt für Mitglieder im Excellence-Reiseclub oder bei Buchung über www.twerenbold.ch

Abfahrtsorte

06:30 Burgdorf ☒, 06:45 Basel, 07:20 Aarau, 08:00 Baden-Rütihof ☒, 08:30 Zürich-Flughafen ☒, 08:50 Winterthur, 09:15 Wil ☒

*Sofort-Preise ca. 50% der Sitze buchbar bis max. 1 Monat vor Abreise. Bei starker Nachfrage: Verkauf zum Katalog-Preis.

Internet-Buchungscode



Jetzt buchen: 056 484 84 84 oder www.twerenbold.ch

Reisen in guter Gesellschaft 
TWERENBOLD
 Twerenbold Reisen AG · Im Steiacher 1 · 5406 Baden

Auf die Zukunft setzen:
mit unseren Finanzierungslösungen für
ein nachhaltig gebautes Eigenheim.



MINERGIE[®]
LEADING PARTNER

Mehr unter www.zkb.ch/eigenheim

Wir sind Ihre Nummer 1. Zum Beispiel,
wenn es um Umweltdarlehen für klima-
freundliches Bauen und Sanieren geht.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank